

M. M. Arnold Schröer

Über den Unterricht in der Aussprache des Englischen



 Springer

Über den Unterricht

in der

Aussprache des Englischen.

Über den Unterricht
in der
Aussprache des Englischen.

Von

Dr. M. M. Arnold Schröer

Privatdocenten der englischen Philologie an der k. k. Universität Wien.

Zweiter, wesentlich erweiterter Abdruck,
mit einem
Anhange zum Vergleiche der Transcriptionen bei Walker, Degenhardt, Gesenius,
Gurcke, Hoegel, Plate, Imm. Schmidt, Sonnenburg, Vietor, Sweet.



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

1884.

Additional material to this book can be downloaded from <http://extras.springer.com>

ISBN 978-3-662-22941-5 ISBN 978-3-662-24883-6 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-662-24883-6

Softcover reprint of the hardcover 2st edition 1884

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.

Henry Sweet

i n d a n k b a r e r V e r e h r u n g

zugeeignet.

V o r w o r t.

Der mehrfachen ehrenden Aufforderung, meinen Aufsatz „Über den Unterricht in der Aussprache des Englischen auf Grundlage der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Phonetik“, der vor anderthalb Jahren in der „Zeitschrift für das Realschulwesen“ (Bd. VII.) erschien, separat herauszugeben, habe ich, nachdem der rühmlichst bekannte Verleger genannter Zeitschrift, Herr Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler in Wien, den Wiederabdruck auf das freundlichste gestattet, mich gerne entschlossen, Folge zu leisten, da mir das neuerliche Interesse hervorragender Schulmänner an phonetischen Fragen von guter Vorbedeutung für die Haltbarkeit unserer Sache zu sein scheint.

Da das Schriftchen in seiner neuen Gestalt für weitere Kreise bestimmt ist, glaubte ich einiges über Wesen, Zweck und Aufgabe unserer jungen phonetischen Wissenschaft sagen zu sollen. Wenn so der Umfang des Büchleins etwa um das Doppelte erweitert wurde, ist der didactische Theil im wesentlichen unverändert geblieben. Zu leichterem Benützung für Schulmänner, die sich anderer Grammatiken als der Sonnenburgs beim Unterrichte bedienen, habe ich im Anhange eine Vergleichung der Transscriptionen mit den Lautbezeichnungen bei Walker (in James' Wörterbuch), Degenhardt, Gesenius, Gurcke, Hoegel, Plate, Imm. Schmidt, Sonnenburg und Vietor gegeben.

Ich kann nicht umhin, meinem hochverehrten Freunde und Lehrer, Mr. Henry Sweet in Hampstead bei London auch öffentlich meinen herzlichsten Dank auszusprechen dafür, dass er die Güte hatte, das Schriftchen vor der Drucklegung nochmals nachzuprüfen. Es ist mir das eine um so größere Beruhigung, als ich mir der Verantwortlichkeit wohlbewusst bin, die es auf sich hat, zum erstenmale des Meisters Lehren in kleiner Münze der großen deutschen Schulwelt zu vermitteln.

Einige kleine, doch nicht unwesentliche Besserungen im didactischen Theile danke ich meinem lieben Freunde Dr. G. Tanger von der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule in Berlin: dieselben sind mir auch in der Hinsicht von großem Werte, als dadurch der Gefahr landschaftlicher Befangenheit in der Beurtheilung deutscher Sprachlaute ein wenig vorgebeugt sein dürfte.

Wien, im November 1883.

A. S.

„Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den Brodgelehrten niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt, den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt als sein System, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von aussen sein Ideengebäude erschüttert, so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Trieb nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der Erste, der es unbefriedigt aus einander legt, um es vollkommener wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedanken-Formen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortreflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte, in ewigem Geistesstillstand, das unfruchtbare Einerley seiner Schulbegriffe hütet.“

Schiller, Akademische Antrittsrede.

Auf dem Gebiete des Unterrichtes in den modernen Sprachen ist es vornehmlich ein Punkt, der, wie man aus der gegenwärtigen Strömung der sprachwissenschaftlichen Interessen schliessen kann, bald einer Neugestaltung unterliegen wird, nämlich die Frage des Unterrichtes in der Aussprache.

Die wissenschaftliche Sprachforschung hat wie jede andere Disciplin ihre Entwicklungsphasen, und es ist unverkennbar, dass das naturgeschichtliche Studium der Laute selbst, die Phonetik oder Lautphysiologie, in den letzten Jahren das Interesse der Philologen in hervorragender Weise gefesselt hat und immer mehr erregt. Die Arbeiten und Anregungen Brückes und Scherers, die Arbeiten Merckels, Winteler's, Boehmers, Sievers', Trautmann's, Vietors, Techmers, Bell's, Ellis', Sweet's und Storm's geben ein beredtes Zeugnis dafür, dass die Hilfswissenschaft der Phonetik bereits in ein Stadium reicher Entwicklung getreten ist.

Durch die Resultate der phonetischen Wissenschaft sind wir heutzutage im Stande, jeden Laut der der Forschung zugänglichen Sprachen mit Sicherheit seiner naturgeschichtlichen

Entstehungsweise nach zu erkennen und zu beschreiben. Wir haben wohldurchdachte und auf Erfahrung gegründete Systeme der Lauteintheilung; wir begnügen uns nicht gleich Laien, einen Laut etwa so zu charakterisiren, dass wir sagen, er klinge etwa oder ungefähr wie jener andere. Wir beruhigen uns z. B. beim Nachsprechen einer fremden lebenden Sprache nicht dabei, dass etwa irgend ein „geborener“ Franzose oder Engländer, der als solcher oftmals naiv genug als die höchste Autorität angesehen wird, uns versichert, wir sprächen den betreffenden Laut richtig nach. Wir begnügen uns nicht damit, dass wir etwa das Englische oder das Französische so sprechen, dass man uns beinahe für Engländer oder Franzosen ansieht: wir wollen wissen, worin das einschränkende beinahe besteht, und wir können es erfahren, freilich in der Regel nicht durch die als Autoritäten geltenden Engländer oder Franzosen, sondern durch die phonetische Wissenschaft. Dieselbe lehrt uns, und ihre praktischen Erfolge beweisen uns, dass ein Mensch mit normal entwickelten Sprachorganen die Laute jeder untersuchten Cultursprache auf mechanischem Wege zu producieren erlernen kann, abgesehen natürlich von individuellen Unvollkommenheiten.

Es ist also z. B. die englische Aussprache etwas bis in die feinste Einzelheit zu Erlernendes. Wenn man nun aber einen Deutschen, der auf diese Weise Englisch zu sprechen gelernt, vorausgesetzt, dass er die Theorie mit Sicherheit zur Praxis gemacht hat, doch noch als Fremden erkennt, so ist der sogenannte „Accent“, der Tonfall, die Modulation, dasjenige, das ihn verräth.

Dies ist aber etwas, das erst in zweiter Linie in Betracht kommt und überhaupt auf künstlichem Wege nicht zu erlernen ist. Es kann jemand durch langen Aufenthalt im Auslande den ausländischen Tonfall sich bis zu einem gewissen Grade aneignen, aber er büsst dabei zum Theile seinen eigenen, nationalen Tonfall ein*). Ein Deutscher, der z. B.

*) Vgl. darüber u. a. die Bemerkungen in Storm's Englischer Philologie, S. 1 f.

einige Zeit in England gelebt und mit etwas Nachahmungstalent sich in die fremde Sprache hineingelebt hat, wird bei seiner Rückkehr in die Heimat häufig den Vorwurf hören müssen, er spreche Deutsch mit etwas fremdem Accent. Kinder englischer Eltern, die z. B. hier aufgewachsen sind und England nie gesehen, sprechen oft Deutsch und Englisch gleich gut: entweder aber Deutsch mit englischem, oder Englisch mit deutschem Tonfall, ein Beweis dafür, dass ein Individuum nur einen Tonfall haben kann, der ihm unbewusst, natürlich ist. Dies gilt aber ebenso auch für verschiedene Dialecte einer und derselben Sprache. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass ein Mensch mit Nachahmungstalent ganze Perioden einer fremdsprachlichen Rede täuschend ähnlich auch im Tonfalle nachahmen kann; dies steht aber auf derselben Stufe mit der Nachahmung oder Nachäffung der Redeweise anderer Personen unserer eigenen Nationalität, die irgend eine ausgesprochene Eigenthümlichkeit im Tonfall besitzen. So können hiefür besonders begabte Menschen Engländer oder Franzosen täuschend nachahmen, ohne selbst Englisch oder Französisch zu können, bloß durch den Tonfall der Rede, seien es auch nur unarticulierte Laute, die sie hervorbringen.

Von dem Tonfalle müssen wir also überhaupt absehen, und wir können und müssen dies auch, wenn wir nicht unsere eigene nationale Tonfärbung verlieren wollen. Davon aber abgesehen, ist es uns jetzt wohl möglich, die Aussprache fremder Sprachen bis ins kleinste nachzuahmen und zu beherrschen.

Die Wissenschaft, die uns hiezu verhelfen soll, ist die Phonetik. Der Name ist nicht neu und die Phrase „phonetische Methode“ wird gar mannigfach im Munde geführt, mit welcher Berechtigung, ist freilich eine andere Frage. Phonetik ist zunächst eine Wissenschaft und nicht ein Complex willkürlicher Aufstellungen von Lautreihen, wie man dieselben eben gerade für praktische Zwecke braucht. Jede Wissenschaft hat, die eine mehr, die andere weniger, neben ihrer theoretischen auch ihre praktische Seite, d. h. sie steht mit ihren Resultaten in der Gegenwart. Diese praktische

Seite ist aber nicht ohne die theoretische zu verwerten. So kann auf dem Gebiete der Lautbehandlung Praxis ohne Theorie wohl unter Umständen ein Können ergeben, nie aber eine Erkenntnis, ein Wissen. Und die Erkenntnis allein ist es, die der forschende Geist anstrebt und die seinem Können, so z. B. dem Können einer fremden Sprache, einen höheren Wert verleiht.

Es ist nicht zu verwundern, dass bei der relativen Neuheit der phonetischen Wissenschaft viele Philologen nicht recht wissen, was man damit will und soll; bei der Zersplitterung der philologischen Disciplinen in viele Specialgebiete ist dies ja erklärlich. Es wird darum vielleicht hier am Platze sein, über Wesen, Zweck und Aufgabe der Phonetik einiges beizubringen, wenn damit auch Phonetikern von Fach nichts wesentlich Neues geboten werden soll.

Die Grammatik, insoferne sie nicht als Schulgrammatik praktischen Zwecken dient, die wissenschaftliche Grammatik muss stets eine historische Grammatik sein. Auch die wissenschaftliche Grammatik der lebenden Sprache muss gewissermaßen eine historische sein, denn alles Lebende ist nicht ein schlechthin Vorhandenes, sondern ein Gewordenes, Werdenes und Vergehendes.

Die historische Grammatik nun hat sich zunächst mit der Lautlehre zu beschäftigen, auf die die Formenlehre gegründet ist. Der Begriff „Lautlehre“ ist aber lange Zeit nicht richtig d. h. nicht genau aufgefasst worden. Unser Meister Grimm überschrieb in seiner Deutschen Grammatik das wichtige Capitel der Lautlehre noch mit der Bezeichnung „Von den Buchstaben“. Buchstab und Laut sind aber nicht identische Begriffe, und wenn auch Grimm selbst dies wohl erkannte, findet man doch noch heutzutage vielfach die beiden Begriffe nicht gehörig geschieden, als ob etwa i, s, r, l überall dasselbe i, s, r, l wäre. Es finden sich häufig verschiedene Buchstaben für einen und denselben Laut verwendet, und umgekehrt ein und derselbe Buchstab für verschiedene Laute. Der Buch-

stab ist nichts als ein Versuch der Bezeichnung des Lautes und ist dies seit jeher gewesen, zur Zeit der Anfänge schriftlicher Fixierungen unserer Sprache sowie auch noch heutzutage.

Es führt uns dies auf das Gebiet der Orthographie.

Für die Erklärung der Orthographie eines Wortes haben wir folgende Gesichtspunkte ins Auge zu fassen:

1. Die phonetische Schreibung, d. h. das vorwaltende Bestreben, die einzelnen Laute möglichst genau durch die einzelnen entsprechenden Buchstaben wiederzugeben.

2. Das Auskunftsmittel der Umschreibung, um gewisse im Alphabet nicht vertretene Laute zu bezeichnen (z. B. sch, ü, ö, th u. dgl. m.), womit enge verbunden ist

3. die praktische Convenienz, ähnliche Buchstaben nicht nebeneinander zu gebrauchen, um Missverständnissen vorzubeugen, z. B. im Deutschen gegenüber *Vater, Vogel, vor* — *Futter, für*, weil v und u wegen der ähnlichen Gestalt in der alten Schrift sich nicht nebeneinander vertragen konnten; ähnlich im Englischen, *love* für *luv*, *word*, *world*, *work*, *worm* für *wurd*, *wurld*, *wurk*, *wurm*.

4. Die gelehrte, etymologisierende Richtung, die historische Schreibung, Engl. *debt*, *doubt* für *det*, *dout* (weil aus *debitum*, *dubitare*), Deutsch *gieng*, *hieng*, *fieng* (weil der Vocal ein Doppellaut war). Hiemit steht in Zusammenhang

5. die falsche Analogie, Engl. *could* (aus altengl. *cûde*: *cowde*) nach *would*, Französ. *théâtre* nach Wörtern wie *écolâtre*, *grisâtre*, *champêtre*.

Unter diesen Factoren ist der erstgenannte, das phonetische Princip der Schreibung das ursprünglichste, wobei freilich bald 2. und 3., die Umschreibung und Convenienz sich geltend machen mussten und zur Tradition wurden.

Erst später trat das gelehrte, etymologisierende Princip hinzu mit all den Laiendeutungen, falschen Etymologien und Analogien im Gefolge. Das Wort *island* lautete zuerst *i|lond*, dann etwa seit dem 17. Jahrhundert *ailand*; zuerst wurde es richtig phonetisch *iʒlond* oder *ilond* geschrieben, durch falsche Analogie mit afrz. *isle* (*insula*), worauf man das Wort falsch etymologisierend zurückführen wollte, drängte sich erst das s ein.

Wo eine solche Laiendeutung oder falsche Etymologie oder ferner eine historische Schreibung nicht zu Grunde liegt, bedeuten die einzelnen Buchstaben der Schreibung eines Wortes also entweder die genau entsprechenden Laute oder die Umschreibung derselben, wo das Alphabet nicht ausreichte, oder drittens die conventionelle Wiedergabe gewisser Lautverbindungen durch gewisse Zeichen.

Die unter 4. und 5. genannten späteren Modificationen der Orthographie gehören nicht in das Gebiet der Lautlehre im eigentlichen Sinne des Wortes; diese hat es streng genommen nur mit den Kategorien 1., 2., 3. zu thun.

Was 1. betrifft, die buchstäblich genaue Wiedergabe der Einzellaute eines Wortes in der Schrift, so ist zu beachten, dass die Buchstaben eben keinen absoluten, sondern nur einen relativen Wert haben.

Wenn wir z. B. in altenglischen Handschriften Wörter wie *mon*, *hond*, *ond* neben *man*, *hand*, *and* finden, werden wir nicht einmal a, das andre Mal o lesen, sondern den hier vorliegenden Vocal als einen Laut ansehen, der in der lateinischen Schrift kein besonderes Zeichen besitzt, aber einerseits dem a andererseits dem o am nächsten kommt; es wäre dies ein offenes o.

Das Schwanken in der Schreibung ist uns also ein brauchbarer Wink, wie wir den Lautwert dieses Vocals aufzufassen haben.

Lehrreicher für die Erkenntnis der Lautwerte sind aber noch die unter 2. und 3. gehörigen Fälle, indem sie uns ahnen lassen, wie die fraglichen Laute beschaffen sein mussten, um diese oder jene Umschreibung oder Convenienz zu erheischen. Wir werden beispielsweise in altenglischen Wörtern wie *healdan*, *zeaf* nicht *ea* lesen: in ersterem Worte ist das a nur ein Zeichen des stark tönenden l oder vielmehr des „on-glide“ des l, d. h. des Lautes, der im Übergang vom æ zum l hörbar wird; und da ferner vor a ein æ in der Schrift conventionell vermieden wird, ward aus dem æ graphisch ein e; das Ganze wäre phonetisch hæ[ɹ]ldan zu schreiben. (S. Sweet, Handbook 76; Sievers, Phonetik 215.)

In dem andern Worte, das phonetisch vermuthlich *jæv* zu schreiben wäre, ist das e nur ein graphisches Zeichen für die palatale Aussprache des *ʒ*. (Das Altenglische hatte kein Zeichen für die palatale tönende Spinals *j*, und *ʒ* lautete vor a, o, u vermuthlich wie die gutturale tönende Spirans (nach Sweet's Bezeichnung *ʒ*); um nun vor a, o, u (*æ*) den Palatal-laut zu erhalten, ward ein e danach gesetzt, ähnlich wie im frz. *mangeons*. (S. ten Brink, *Anglia* I. 517.)

ʒæf musste *ʒæf* geschrieben werden, weil ähnlich wie im vorigen Beispiele, e neben *æ* in der Schrift vermieden ward*). Wir sehen also, dass Buchstab und Laut nicht identisch sind.

Verweilen wir aber bei dem Beispiele *healdan*, so können wir daraus ein wichtiges lautliches Factum deducieren.

Warum war im Gotischen *haldan* diese Bezeichnung des l nicht nöthig? Wir haben doch in diesem Dialecte ganz analoge Erscheinungen, wo consonantische Eigenheiten durch Zuhilfenahme von Vocalzeichen graphisch veranschaulicht wurden, so die sogenannten Brechungen vor r, h (Got. *baírhts*, *airpa*, *vaúrd*, *aúhsa*, altengl. *beorht* u. s. w.).

Das englische l verhält sich in der Weiterentwicklung der Sprache eben anders als das deutsche. Man kann dies aus Folgendem ersehen.

Wir haben im Deutschen ebenso wie im Englischen vielleicht schon in sehr früher Zeit die Neigung zu constatieren, dass jede offene Stammsilbe mit kurzem Vocal denselben dehnt, also mhd. *tages*: nhd. *ta|ges*, mhd. *farn*: nhd. *fa|ren*, altengl. *faran* neuengl. *to fa|re*, *fa|ring*.

In geschlossenen Silben hingegen bleibt der Vocal in der Regel kurz, im Englischen aber tritt auch da Längung des Stammvocals ein, wenn derselbe vor l, n + d steht, also ahd. *haldan*, *haltan*: nhd. *halten*, aber altengl. *healdan*: neuengl. *to hold*. Ebenso ahd. *milti*: nhd. *milde*, ahd. *findan*: nhd. *finden*,

*) Dass namhafte Gelehrte für altengl. *ʒæf* eine andere Erklärung vorschlagen, ändert die Bedeutung, die diese Schreibungen für lautgeschichtliche Untersuchungen haben, keineswegs.

aber altengl. milde, findan: neuengl. maild, faind. (Das ai wird ja als die Länge des i aufgefasst.) Es ist hier eine gesetzmäßige Abweichung des Englischen vom Deutschen zu erkennen, und zwar scheint dieselbe auf nichts anderes als auf einen lautlichen Unterschied der Consonanten l, n in beiden Sprachen zurückzugehen.

(Warum vor l + t dasselbe nicht eintrat, warum ferner die Vocale in -end, -and im Neuenglischen wieder kurz geworden sind, darauf hat die historische Grammatik im einzelnen einzugehn. S. darüber Sweet, (London-) Philological Society's Proceedings, 16. April 1880; Sievers, Phonetik 215.)

Das altenglische l musste in derselben Weise anders als das altdeutsche lauten, als das modernenglische sich von unserem moderndeutschen unterscheidet.

Wir hören deutlich den Unterschied des l im Mod. d. Ich will, schnell von dem l im Mod. e. I will, well.

Wir sehen ferner den Unterschied sich in Mod. e *mild*, *wild*, *hold* gegenüber unserem milde, wild, halten offenbaren und begreifen nun wohl, warum der altenglische Schreiber *healdan* und nicht *haldan* oder *hældan* zu schreiben pflegte.

Es ist also die Schreibung *healdan* ein Zeugnis für eine eigenartige Lautung des Wortes. Die phonetische Eigenart des modernenglischen l und die entsprechende Entwicklung benachbarter Laute im Verlaufe der englischen Sprachgeschichte wie in *mild*, *wild* u. s. w. lehrt uns, dass wir es in dem angezogenen Worte nicht mit einem ea zu thun haben können, sondern nur mit einem Versuche des Schreibers, phonetisch zu schreiben, soweit es seine unzureichenden Mittel, das mangelhafte lateinische Alphabet, zuließen. Wir hätten für altengl. milde, wild phonetisch zu schreiben mi[A]lde, wi[A]ld, sowie für *healdan* hæ[A]ldan; das Zeichen für den on-glide des l, [A], im wesentlichen reiner Stimmton, bewirkt sodann in der Verbindung mit dem vorhergehenden Vocale dessen Längung.

In ähnlicher Weise ließe sich die Schreibung *zeaf* durch den Vergleich mit andern germanischen Dialecten und Heranziehung englischer Mundarten phonetisch erklären.

Es ist Aufgabe der wissenschaftlichen, historischen Grammatik die Entwicklung der Laute zu verfolgen; wie dieselbe hiezu einerseits die Vergleichung mit den verwandten Dialecten benöthigt, so bedarf sie andererseits der physiologischen Erkenntnis der einzelnen Sprachlaute selbst, um die jeweiligen Schreibungen zu erklären. Ohne die Annahme eines vom deutschen l abweichenden l im Englischen wäre uns beispielsweise das altenglische *healdan* ein Räthsel, auf das von keiner Seite her Licht fiel; weder der Vergleich mit den übrigen germanischen Dialecten, noch die heutige Gestalt des Wortes böte uns irgend einen Aufschluss. Ebenso ist in allen andern Fragen über die historische Entwicklung der Laute deren physiologische Beschaffenheit als Erklärungsgrund zu Hilfe zu rufen. Die Buchstaben, d. h. die bunt schwankenden, jeweiligen Schreibungen allein böten uns nur ein unentwirrbares Chaos von Erscheinungen, deren inneren Zusammenhang wir nicht enträthseln könnten. Erst die physiologische Erkenntnis des Lautwertes jener graphischen Ausdrucksweisen kann uns diese Wandlungen verstehen lehren. In diesem Sinne nannte Sweet in seiner *History of English Sounds* p. 2 die fleißigen Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Grammatik „a dead mass, which requires the warm breath of living phonology to thaw it into life.“

Es ist also die physiologische Untersuchung der Sprachlaute, die Phonetik, eine unentbehrliche Hilfswissenschaft für die wissenschaftliche Grammatik.

Dies ist der wissenschaftliche Zweck, die wissenschaftliche Aufgabe, die theoretische Seite der Phonetik, insoweit sie die Philologie angeht.

Die Phonetik an sich ist freilich nicht nur eine Hilfswissenschaft, nicht nur Mittel zum Zweck sondern auch Selbstzweck, doch gehört sie dann in das Gebiet der Naturwissenschaften, nicht in das der Philologie.

Die Phonetik hat aber nicht nur ihre theoretische Seite, sie hat auch ihre große praktische Bedeutung.

Wie ihre Aufgabe die Analyse der Sprachlaute ist, muss sie in ihren praktischen Resultaten die Bildung, also gleichsam die Synthese der Sprachlaute lehren, wo deren Bildung Schwierigkeiten macht. So ist die Phonetik für den Taubstummenunterricht von unschätzbarem Vortheil gewesen, und aus dem Wunsche, Taubstumme das Sprechen zu lehren, sind zum Theil die ersten genauen Untersuchungen der Sprachlaute hervorgegangen. Auch theilweise fehlerhaftes Sprechen, sogenannte „Sprachfehler“ oder richtiger „Sprechfehler“ werden mehr oder minder sicher geheilt werden können, wenn man untersucht, worin der Fehler im Articulieren besteht. (So beruht z. B. das sogenannte „Anstoßen mit der Zunge“ nur darauf, dass die Zunge nicht an den Alveolen articuliert, sondern mit der Spitze die Rückwand der unteren Schneidezähne berührt, wobei das Zungenblatt an der Schneide der oberen Schneidezähne eine Enge bildet.)

Was uns hier aber am nächsten liegt, ist der Wert der Phonetik für die praktische Erlernung fremder Sprachen. Vor allem muss aber eingeräumt werden, dass diese praktische Verwertung der phonetischen Erkenntnis auf den Sprachunterricht kleiner Kinder keine Anwendung finden kann. Die physiologische Bildung der Sprachlaute ist zunächst eine theoretische, und Kinder lernen durch das Geheimnis der Nachahmung.

Bis zu den Jahren der Pubertät ist der Mensch in der Regel bloß receptiv, nachahmend; von da ab aber wird seine Geistesrichtung productiv. In der kindlichen Periode der Receptivität ist daher der Nachahmungstrieb mit einer hochgradigen Nachahmungsgabe verbunden, die in späteren Jahren mehr und mehr schwindet, gerade so wie das Gedächtnis. Auf der Nachahmungsgabe beruht ja einzig und allein das Fortleben der Sprache von Geschlecht zu Geschlecht. Kindern mit der Theorie zu kommen, wäre ein pädagogischer Fehlgriif, den ihre Nachahmungsgabe von vornherein überflüssig macht. Die eigenartigsten, nach gewöhnlichen Begriffen com-

pliciertesten Sprachlaute einer Mundart erben sich von Geschlecht zu Geschlecht mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Feinheit fort, dadurch, dass die Kinder dieselben von Anfang an mit scharfen Sinnen nachgeahmt haben. Nie wird beispielsweise ein fünfjähriges Wiener „Kind aus dem Volke“ offenes e statt geschlossenes brauchen in einem Worte wie sex (sechs); mit unfehlbarer Sicherheit wird es z. B. das Wort „Knöllerl“ (ein Knäulchen) aussprechen, wie es die Mutter ausspricht, ein Wort das z. B. für einen Franzosen oder auch für einen Berliner nur schwer nachzusprechen wäre. Die Nachahmung des Kindes übertrifft in der Aussprache sowie in allen übrigen Einzelheiten einer Mundart alle Resultate, die man durch theoretische Erkenntnis gewinnen kann, weshalb ohne Frage die Phonetik in ihrer praktischen Verwertung mit dem Sprachunterricht kleiner Kinder nichts zu thun haben kann.

Diese Nachahmungsfähigkeit des Kindes schwindet aber, wie gesagt, nur zu bald. Bei Frauen bleibt dieselbe zuweilen erhalten, da die psychologischen Anlagen der beiden Geschlechter ja bekanntlich durch die Schlagwörter „Productivität“ und „Receptivität“ zu charakterisieren sind. Frauen ahmen ungleich besser nach und sprechen daher auch in der Regel fremde Sprachen weit besser nach als Männer. Beim männlichen Geschlechte aber ist das Nachahmungsvermögen oft schon mit dem 14., 15. Lebensjahre fast ganz verschwunden. Diejenigen, welche nicht als Kinder die Laute einer fremden Sprache sich zu eigen gemacht, oder die nicht durch ein außergewöhnliches Nachahmungstalent dieselben in späteren Jahren erlernt haben, haben überhaupt keine Aussicht, jemals eine fremde Sprache genau Laut für Laut aussprechen zu können, wenn nicht die Theorie zu Hilfe kommt.

Man hört so häufig von Leuten sagen, dass sie außer ihrer Muttersprache noch die oder jene andere „perfect“, oder z. B. das Englische oder Französische „wie ein geborener Engländer, resp. Franzose“ sprechen können: man hüte sich, solche Redensarten für irgend etwas anderes als eben für Redensarten zu halten!

Auch in den Fällen, wo es sich nicht um die Anpreisung eines Sprachmeisters handelt, auch wo keinerlei Nebenabsichten mitspielen, hüte man sich, solchen landläufigen Phrasen Glauben zu schenken. Auch wenn, was selten geschieht und meist nur bei sehr gebildeten Engländern oder Franzosen vorkommen dürfte, auch wenn einem ein Franzose oder Engländer das Compliment macht, man spreche seine Sprache „to perfection“, beweist das noch gar nichts. Ein geübter Phonetiker wird in der Regel bald schwarz auf weiß Laut für Laut nachweisen können, wo der betreffende Sprachkünstler ungenau und fehlerhaft spricht. Die große Majorität gebildeter Menschen ist viel zu wenig daran gewöhnt, scharf zu hören und zu unterscheiden; besonders die Norddeutschen und Engländer machen sich einer bedauerlichen Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber ihrer Muttersprache schuldig, die Norddeutschen besonders insofern als sie über den Begriff des gebildeten Deutsch sich nicht die Mühe nehmen, hinreichend nachzudenken. Italiener und Franzosen sind darin viel feinfühlicher und strenger, denn sie freuen sich ihrer Sprache.

Wenn ich nun sage, dass in den meisten Fällen, wo von jemand behauptet wird, er spreche eine oder gar mehrere fremde Sprachen wie ein Eingeborener, dies auf einer Täuschung beruht, so ist das durch das Factum zu erklären, dass überhaupt in der Regel niemand ohne theoretische Schulung zwei Sprachen gleich gut und national echt zu sprechen im Stande ist.

Es hat dies folgenden Grund:

Wenn man die vorhandenen Sprachlaute zweier verschiedener Sprachen miteinander vergleicht, so wird die bunte Mannigfaltigkeit der Verschiedenheiten nicht mit wenig Worten zu erschöpfen sein. Die mannigfaltigen Lauterscheinungen einer Sprache sind eben als die Resultate einer zu Grunde liegenden Triebkraft anzusehn, die zu erkennen, vor allem wichtig ist. Man hat bei jeder Sprache, jedem Dialect eine eigenthümliche Indifferenzlage der Sprachorgane zu Grunde zu legen. Die Indifferenzlage ist bekanntlich der Zustand der Ruhe, in dem sich die Sprachorgane während

einer Pause im Sprechen befinden, und aus dem sie am leichtesten zu den verschiedenen Specialstellungen bei den Einzellauten gelangen können*). Uns unbewusst nimmt die Zunge jene Lage an, gleichsam als ob sie von Verstand und praktischer Erfahrung geleitet würde, wie ja unsere Organe überhaupt so wunderbar gleichsam erfahrungsgemäß functionieren, ohne dass wir uns dessen bewusst sind.

Da nun z. B. bei Engländern und Deutschen zur Bildung der Laute d, t, s, r, l, n u. s. w. oder verschiedener Vocale die Zunge anders gestellt wird, wird die Indifferenzlage, aus der man am leichtesten zu jenen Specialstellungen gelangen kann, bei Engländern und Deutschen verschieden sein. Es ist die Indifferenzlage der Zunge gleichsam ein Compromiss der Zunge mit den ihrem Dialecte eigenthümlichen Lauten. Dieser Indifferenzlage der Zunge entsprechend werden alle Laute des Dialectes modificiert, sodass die Indifferenzlage die Basis eines Systems ist, jeder Specialdialect aber mit seiner Specialindifferenzlage ein Specialsystem der Bildung der Sprachlaute darstellt. Spricht man nun also beispielsweise Englisch, muss man, um alle Laute richtig zu bilden, denselben die specifisch englische Indifferenzlage der Sprachorgane zu Grunde legen, wenn man hingegen Deutsch spricht, die englische mit der specifisch deutschen Indifferenzlage vertauschen, damit sich alle Laute natürlich deutsch ergeben. Sprechen wir beispielsweise mitten in einem englischen Satze (selbstverständlich mit englischer Indifferenzlage) ein deutsches Wort, etwa einen Namen aus, wird dieser, wenn wir uns nicht Gewalt anthun (d. h. vor und nach dem Worte unsere einmal eingenommene Indifferenzlage verändern), nicht phonetisch gut deutsch auszusprechen sein; z. B. in einem Satze wie der folgende

*) Diese Indifferenzlage ist nicht zu verwechseln mit der Indifferenz- oder Ruhelage der Sprachorgane im allgemeinen, wie sie z. B. im Schlafe vorkommt. „Der sprachliche oder active Normalstand der Organe unterscheidet sich, muss sich unterscheiden von dem physischen Ruhestande“. Scherer, Zur Gesch. d. deutschen Sprache², 33.

„Yesterday I met a gentleman at her house whose name was Schmidt. I suppose you know him“

wird zum mindesten das sch und t in Schmidt undeutsch lauten; ebenso wird umgekehrt in dem deutschen Satze (wenn natürlich mit deutscher Mundstellung gesprochen):

„Ich habe Wort für Wort getreu Trollope übersetzt“
das t, r, o, l, o in Trollope unenglisch sein.

Es ist darum höchst schwierig, phonetisch genau Wörter verschiedener Sprachen unmittelbar nacheinander zu sprechen, da man jedesmal die Mundstellung verschieben, d. h. eine andere Indifferenzlage annehmen müsste. Die Indifferenzlage soll ja aber eine Ruhelage sein, die sich von selbst aus den Einzelarticulationen ergibt; sind diese aber immer aus verschiedenen Systemen, so kann sich eine Ruhelage kaum natürlich ergeben.

Es ist daher das Natürliche, dass man beim Sprechen von seiner gewohnten Indifferenzlage der Zunge (so wollen wir der Kürze halber sagen, denn auf die Zunge kommt es am meisten an) ausgeht, und dass, wenn man eine fremde Sprache sprechen soll, man dieselbe Indifferenzlage beibehält, an deren Existenz eben die wenigsten denken. Daraus muss nun ein unrichtiges Aussprechen der fremden Sprache erfolgen, denn da der Laie glaubt, englisch d, t, r, l, s u. s. w. sei gleich deutschem d, t, r, l, s bleibt er bei seinem „angeborenen“ Systeme und germanisiert somit die ganze Aussprache. Wenn er nun eine fremde Sprache noch so sorgfältig erlernt hat, wird man dennoch in der Bildung gewisser Laute seine fremde Mundstellung erkennen, man wird seine Aussprache nicht idiomatisch d. h. also auch nicht „correct“ nennen können.

Man muss daher, will man eine fremde Sprache echt sprechen, die einem von Haus aus natürliche (die sogenannte „angeborene“) Mundstellung der eigenen Muttersprache während der Zeit aufgeben. Da sich aber die wenigsten Menschen dieser heimlichen Grundursache der lautlichen Differenzen bewusst sind, wird ein idiomatisch echtes Nachsprechen einer fremden Sprache nicht ohne theoretische Erkenntnis dieser Bedingungen desselben möglich sein.

Am ehesten wäre dies bei Kindern möglich, wo der Nachahmungstrieb und die Nachahmungsfähigkeit alle Schwierigkeiten überwindet; doch wären es höchst vereinzelt Fälle, wo ein Kind, das zu sprechen anfängt, zwei verschiedene Vorbilder, etwa einen deutschen Vater, eine französische Mutter nachahmt. In Fällen, wo ein Kind dem Einflusse mehrerer Sprachen zugleich unterliegt, gibt es sich entweder dem der einen vorwiegend hin und vernachlässigt die andere, oder es macht sich selbst ein Compromiss zwischen beiden Sprachen, das es aber, wenn es älter wird, zu Gunsten der einen oder andern Sprache, in der es etwa den Schulunterricht genießt, aufgeben muss. Besonders begabte Kinder werden vielleicht zwei verschiedene Sprachen auch in der Aussprache dauernd auseinanderzuhalten wissen (abgesehen natürlich von dem schon erwähnten „Accent“, dem Tonfall), doch wird dies gewiss zu den Seltenheiten gehören, und sie werden in der Regel, wenn darum befragt, sich der phonetischen Unterschiede deutlich bewusst sein, so elementar ihre Theorie auch davon sein mag. Menschen, die ihre Jugend etwa in beständiger Abwechslung in Frankreich und England zugebracht und beide Sprachen mit gleicher Sicherheit sprechen, werden in den meisten Fällen doch einzelne lautliche Eigenheiten der einen Sprache auf die andere übertragen, so wird beispielsweise das französische *r* mit dem englischen um die Herrschaft streiten. Besonders beanlagte erwachsene Individuen, am ehesten wohl Frauen, könnten vielleicht ausnahmsweise durch bloße Nachahmung eine fremde Sprache genau nachsprechen, doch habe ich, soweit ich Gelegenheit hatte, derartiges zu beobachten, stets einige Ungenauigkeit bemerkt.

Auf natürliche, d. h. unbewusst nachahmende Weise wird also ein Individuum in der Regel nie zwei Sprachen lautlich genau sprechen; was aber die natürliche Anlage des Menschen versagt, das kann die Kunst zum Theil ersetzen. Durch theoretische Erkenntnis der Bildung fremder Sprachlaute und durch mechanische Nachahmung derselben können wir die Aussprache fremder Sprachen bis ins einzelne wiedergeben.

Der natürlichen, unbewussten Sprechweise steht die unsrige dann als die künstliche, die aus der Reflexion hervorgegangene gegenüber. Die künstliche Sprechweise ist demnach, so abschreckend das Wort klingen mag, die unnatürliche Sprechweise, das Wort natürlich und unnatürlich in der Bedeutung von naiv und reflectiv genommen.

Diese unnatürliche Sprechweise ist aber nicht etwa ein Gespenst, das bloß diejenigen bedroht, die den Versuch wagen, eine fremde Sprache phonetisch genau auszusprechen. Unnatürlich, künstlich, „affectiert“ sprechen wir immer, wenn wir gewählt sprechen, wenn wir in gehobener Rede neben dem Inhalte auch der Form unsere Aufmerksamkeit schenken. Künstlich wird auf der Bühne, vom Katheder, von der Kanzel, im öffentlichen Leben immer gesprochen oder sollte gesprochen werden, denn ebensowenig, wie es irgend einem normalen Menschen einfallen wird, sich am Familientische stets nur in gewählter Ausdrucksweise zu bewegen, ebensowenig wird andererseits jemand in öffentlicher Rede sich Vulgarismen oder Colloquialismen erlauben dürfen. Ein Wiener wird sich auf der Kanzel oder dem Katheder möglichst in acht nehmen, seine tiefen *a* in Wörtern wie Apfel, Klage, Sage hören zu lassen, sich aber im behaglichen Umgang in der Hinsicht keinen lächerlichen Zwang anthun. Ein Mensch, der im vertraulichen Umgange gewählt, geziert spricht, wird „affectiert“ genannt, da er eine gewählte, künstliche Redeweise annimmt, wo sie nicht am Platze ist.

Spricht man nun aber eine fremde Sprache und zwar nicht bloß zum Zwecke der augenblicklichen Verständigung, möge der Ausdruck auch noch so barbarisch sein, sondern spricht man mit der bewussten Absicht, idiomatisch genau sich auszudrücken, kann begreiflicherweise von einem sogenannten „natürlichen“ Sprechen nicht die Rede sein, sondern der Sprechende wird „gewählt“, „künstlich“ sprechen müssen. Eine fremde Sprache, die wir erlernt haben, ist uns immer etwas Fremdes, doch in derselben Weise gilt dies von unserer Muttersprache, insoferne wir uns derselben in gewählter Redeweise bedienen. Die ge-

bildete Umgangssprache weicht von der gehobenen Katheder- oder Bühnensprache nicht nur im Ausdruck, sondern vielleicht noch mehr in der Aussprache der einzelnen Laute ab. Das ideale gesprochene Deutsch, als das man wohl das Deutsch des Wiener Hofburgtheaters anzusehn hat, ist ein Compromiss; es wird nirgends in Deutschland im Umgange so gebraucht, in gewählter Rede sollte es aber allgemein sein.

Dieses Wiener Hofburgtheater-Deutsch kann man nicht sprechen „wie einem der Schnabel gewachsen ist“, denn so ist er keinem gewachsen! Es muss jeden, der es sich noch nicht zu eigen gemacht hat, theoretisch gelehrt werden: Laut für Laut, Silbe für Silbe sind zu studieren. Auch hier kann man wieder zugeben, dass vielleicht Kinder und die uns so weit überlegenen Frauen rein nachahmend diese Aussprache gewinnen können, doch dies sind Ausnahmen von der Regel und nur bei besonderer Begabung denkbar.

Also Laut für Laut, Silbe für Silbe sollen wir unser gutes Deutsch, sollen wir Englisch und Französisch langsam aussprechen lernen?!

Dies sieht nun wieder auf den ersten Anblick ärger aus, als es ist; wenn man, um gut Deutsch reden zu können, seine bisherige Redeweise vergessen und von neuem sprechen zu lernen nöthig hätte, wobei die Sprechthätigkeit in einem durch beständige theoretische Reflexion geleiteten Mechanismus bestünde, wäre die Aufgabe wohl schwer. Doch besteht die Schwierigkeit nur zu Anfang und währt nur so lange, als die neue Redeweise, die neue Bildung der Laute dem Gedächtnisse nicht als erfahrungsmäßiger Besitz innewohnt. Das Gedächtnis, das in seinen Wirkungen auf unsere Handlungen so wunderbar functioniert, ist in Bezug auf sinnliche Wahrnehmungen und Reproduktionen äußerst willig. Man wird daher um einen auf mechanischem Wege neuerlernten Sprachlaut auszusprechen, nur solange der Reflexion bedürfen, als derselbe nicht bereits durch die Gewöhnung daran fertig in der Erinnerung haftet. Haftet er bereits in der Erinnerung, so kann er jeden Moment fertig hervorgebracht werden. Nehmen wir z. B. den Laut des weichen th im Englischen. Die phonetische

Theorie gibt uns für die Aussprache desselben folgende Anweisung:

1. Lippenstellung indifferent.
2. Die Zahnreien 1 bis 2 Linien weit geöffnet.
3. Die obere Fläche der Vorderzung direct hinter der Spitze an die Schneide der oberen Schneidezähne oder an die Rückwand derselben sanft angelegt.
4. Stimmton.

Solange mir der Laut fremd ist, habe ich ihn auf diese Weise mechanisch zu üben. Ist er aber einmal hinlänglich geübt, so lebt er fertig im Gedächtnisse und kann nun jeden Augenblick, ohne dass der ganze Mechanismus ins Bewusstsein gerufen zu werden braucht, producirt werden.

Ebenso ist es mit dem für Deutsche meist sehr schwer zu erlernenden englischen r und l. Der Mechanismus der Laute ist höchst complicirt: lebt aber durch die Gewohnheit an den ganzen mechanischen Process das Resultat desselben der Laut selbst, d. h. seine Lautung und Bildung fertig im Gedächtnisse, so kann er ohne jedesmalige Reflexionsthätigkeit augenblicklich erzeugt werden.

Wir befinden uns hiebei in ähnlicher Lage wie ein Mann, der mit einer Büchse schießen will. Schon als kleines Kind hat es ihn nicht viel Nachdenken gekostet, mit einem Steine zu werfen: er ahmte darin ungeheiß die älteren Brüder nach. Zum schießen aber gehört viel: so das richtige Anlegen, die Behandlung der Hähne, das Zielen. Ist er hiemit schon im einzelnen vertraut und an das Schießen gewöhnt, so schießt er, ohne lange über den Mechanismus zu reflectieren: die Schussfertigkeit lebt als erfahrungsmäßiger Besitz im Gedächtnis. Ist man aber aus der Übung, so muss man wieder die Theorie der einzelnen Hantierungen zu Hilfe nehmen, ebenso wenn man einen andern das Schießen lehren will. Es wäre so das Schießen dem künstlichen, das Werfen dem natürlichen, d. h. rein imitativen Sprechen parallel.

Das Gedächtnis ist es allein, das uns reden und verstehen macht; gerade so wie das Verstehen und Sprechen ganzer Sätze keine jedesmalige grammatische Analyse zur Voraus-

setzung haben kann, ebensowenig können wir bezüglich der Aussprache der Laute jedesmal eine solche vornehmen. Wir lernen durch die Grammatik nicht sprechen; es wäre ein schulmeisterlicher Irrthum, wenn man glaubte, man könne ohne syntaktische Theorie nicht sprechen und ohne Theorie der Logik nicht logisch denken. Thatsächlich ist es die Nachahmung ohne vorhergehende Theorie, die uns natürlich denken und reden lehrt. Die natürliche Redeweise, die natürliche Aussprache ist etwas, das man gleichsam spielend und unbewusst sich in der Kindheit aneignet, wobei Nachahmung und Erinnerung die wesentlichen Factoren sind. *) Dieser natürlichen Redeweise und Aussprache steht nun die künstliche als Errungenschaft höheren Grades gegenüber, mag es nun die Aneignung der gewählten Ausdrucksweise der Muttersprache oder die Erlernung einer fremden Sprache sein. Die natürliche Redeweise und Aussprache findet sich während der Entwicklung des Kindes wie von selbst ein: die künstliche muss auch auf Nachahmung und Erinnerung beruhen, doch muss vorher eine bewusste Absicht, eine theoretische Erkenntnis zu Grunde liegen; diese theoretische Erkenntnis und bewusste Absicht kann nun in ihrer praktischen Anwendung zur zweiten Natur werden, also auch augenblicklich unbewusst werden, sodass also das künstliche Sprechen in der Praxis der Theorie entzogen kann und die Nachahmung und Erinnerung auch hier die leitenden Factoren werden. Deshalb werden viele gebildete Laien entschieden in Abrede stellen, dass sie in ihrer Sprache von irgend welchen Theorien geleitet werden oder je geleitet wurden. Das Theoretisiren ist uns eben bereits so zur stillschweigenden Gewohnheit geworden, dass wir uns auch dessen oft nicht mehr bewusst sind.

*) Ich kann nicht unterlassen, hier auf ein Büchlein zu verweisen, das in vortrefflicher Weise einige hieher gehörende Fragen erörtert und mir während der Drucklegung meines Schriftchens zukam: Die praktische Spracherlernung auf Grund der Psychologie und der Physiologie der Sprache dargestellt von Felix Franke. Heilbronn, Henninger 1884. Da der Verfasser das phonetische Gebiet nur kurz berührt, glaube ich, dass unsere Schriften sich eher ergänzen als decken werden.

Die Aussprache aber bedarf der Theorie insoferne mehr als die Wortstellung, als die Unterschiede zwischen der Umgangssprache und der gehobenen Sprache darin nicht so klar und in die Augen springend erscheinen. Es giebt viele Gebildete, die mustergiltig die Literatursprache in der Schrift handhaben, aber nicht im Stande sind, das ideale d. h. dialektfreie Deutsch auch in der Aussprache zur Geltung zu bringen. Einer unserer bedeutendsten österreichischen mundartlichen Dichter, der uns u. a. auch in hochdeutscher Sprache mit prächtigen Schilderungen des Lebens und Treibens unsrer Alpenländer beschenkt hat, bietet, wenn er solche Geschichten hochdeutsch vorlesen will, einen höchst auffallenden Beweis hiefür. In Wien*) findet man dies bei sehr gebildeten, auch literarisch tüchtigen Männern nur zu häufig, und dieselben bedienen sich als eines Auskunftsmittels eines schauerhaften Jargons, der weder Mundart noch Schriftdeutsch ist und hauptsächlich in der Kürzung langer und andererseits in der Längung kurzer Vocale und Diphthongen das Unglaublichste leistet. Man muss es begreiflicher Weise Männern, die sachlich Bedeutendes leisten, zugute halten, wenn sie in der Form sündigen. Doch wäre es im Interesse der Reinheit und Pflege unsrer Muttersprache sehr zu wünschen, dass die heranwachsende Generation durch entsprechenden Schulunterricht die nöthige Klarheit über den Klang des guten Deutsch erhielte! Die „Schulaussprache“ unserer Kinder ist zuweilen geradezu erschrecklich, nicht nur die in fremden Sprachen, sondern die in der Muttersprache. Eines der gelindesten Beispiele ist dies, dass z. B. ein Satz wie der folgende „wir sehen den Knaben fallen“ mit vollen Flexions-e auszusprechen gelehrt wird, weil die e ja doch schwarz auf weiß geschrieben stehn! Dergleichen Irrlehren, die sogar nicht selten mit einer gewissen prätentösen Pedanterie auftreten, müssen freilich vor dem

*) Ich will hier nicht darauf eingehn, wie in andern Theilen Deutschlands noch ganz anders gegen gutes Deutsch sogar in der Schule gesündigt wird, wie man sich beispielsweise darüber gar nicht klar ist, ob denn g auch im gebildeten Deutsch bald palatale, bald gutturale Spirans, f im laute zwischen Vocalen tönend zu gebrauchen sei u. a. ꝥ.

Forum phonetischer Erkenntnis wie Nebelbilder vor der Sonne zerrieben.

Ich weiche etwas weitab von meinem eigentlichen Thema über die Aussprache des Englischen, doch niemand wäre froher als ich, wenn meine eben angeführten Klagen unberechtigt und überflüssig wären!

Bevor wir überhaupt daran denken, fremde Sprachen zu lernen und zu lehren, müssen wir vor allen Dingen sehen, wie's in unserem eigenen Hause beschaffen ist. Der Unterricht in der Muttersprache ist die Seele und das Haupt allen Schulunterrichts; so muss auch in unserem Sprachunterrichte erst das Deutsche wohl bestellt sein — und nicht etwa in abstracter Grammatik, sondern in Bezug auf gesundes lebendiges Sprachgefühl — ehe wir auf das Englische uns einlassen können.

Der praktische Wert der Phonetik beschränkt sich indes nicht nur darauf, dass durch sie die Aussprache fremder Sprachen erlernt werden kann. Gerade so wie die Lehren der Logik zur Kritik des Denkens, wie die Lehren der Syntax zur Beurtheilung der Satzgebilde dienlich sind, so dient die phonetische Erkenntnis zur Kritik der Aussprache.

Die Kritik der Aussprache hat jedenfalls einen nicht zu unterschätzenden praktischen Wert. Man sehe nur wie weit man ohne sie kommt! Man frage einmal seinen französischen oder englischen Sprachlehrer, in wie weit man den oder jenen Laut richtig ausspreche oder woran es noch fehle. In den meisten Fällen wird der Sprachmeister, der keine Erklärung geben kann, die Geduld verlieren und wird dem peinlichen Frager bereitwilligst zugeben, dass es so schon richtig sei, wie er spreche. Ist er gewissenhafter, wird er hoffnungslos den Kopf schütteln, wenn er überhaupt selbst fein genug hört. Man glaube doch ja nicht, dass, wenn auch z. B. ein englischer Sprachmeister mit der Aussprache des Schülers zufrieden ist, die Sache schon gut sei. Der erste ungenaue d. h. falsche Laut trägt schon den Keim zu endlosen daraus folgenden Ungenauigkeiten d. h. Fehlern in sich, und ist der lectionenmüde Sprachmeister auch zufrieden: die Engländer werden einen in ihrem Lande nicht verstehn. Hat der Sprachmeister aber einen

Hang zum Doctrinären, wird er auf seine dilettantische Weise, wie er sich die Sache eben zurechtlegt, den Laut zu definieren suchen. Solche dilettantische Definitionen finden sich in Masse in manchen englischen Schulgrammatiken, und im mündlichen Privatunterricht mag es noch drolligere geben.

Es ist eine sehr bequeme Behauptung, dass ein Deutscher überhaupt eine fremde Sprache, also z. B. das Englische, nie genau so wie ein Engländer zu sprechen im Stande sein könne, sehr bequem aber ebenso unwahr als unbedacht. Eine solche Ausflucht entbehrt vollkommen der wissenschaftlichen Berechtigung. Die Sprachlaute sind nicht unfassbare Erscheinungen, die sich jeder Betrachtung entziehen. Geradeso wie man so ziemlich jeden fremden Sprachlaut auf mechanischem Wege produzieren kann, so kann man auch theoretisch seine Entstehung definieren und ändern mittheilen. Wo das bis jetzt noch nicht ganz gelungen, sind es in der Regel Laute, die sich einer genügenden Untersuchung entzogen, weil man selten in der Lage war, sie zu hören.

Die phonetische Wissenschaft ist bereits zu reicher Entwicklung gelangt und wir sind besonders in Bezug auf das Englische in der glücklichsten Lage, da hervorragende Sprachforscher verschiedener Nationalität, Amerikaner, Deutsche, Engländer, Scandinavier die Aussprache des modernen Englisch phonetisch erläutert haben; in neuester Zeit ist hierin ein besonderer Fortschritt zu constatieren, dadurch dass gerade die bedeutendsten Autoritäten sich auf gemeinsamer Basis verständigt und geeinigt haben, sodass die Gefahr subjectiver oder nationaler Befangenheit des einzelnen hierin auf das schönste behoben ist*). Man kann insoferne wohl mit Recht von einer „neueren Schule der Phonetiker“ sprechen im Gegensatze zu den früheren, gleichsam vorbereitenden Bestrebungen.

Es ist dadurch dem planlosen Herumtasten in lautlichen Dingen ein Ende gemacht, dadurch dass die exacte Wissen-

*) Worin die wünschenswerte Einigung leider noch fehlt, das ist das äusserliche Moment der Transscription; damit sieht es freilich noch verzweifelt aus. Hoffen wir, dass die „neuere Schule“ auch darin ihre systematische Solidarität thunlichst bald bekunde!

schaft sich der Lehre von der Aussprache der einzelnen Sprachen angenommen hat.

Es wird für einen Philologen ebenso erforderlich sein, die Natur der Sprachlaute zu kennen, wie für einen Mediciner die Anatomie des menschlichen Körpers, denn erst diese lehrt letzteren die Functionen der Organe verstehen, wie die Lautlehre dem Philologen die Functionen der Laute in Gestalt von Wörtern und Sätzen erklärlich macht.

Praktisch gewährt die phonetische Erkenntnis demjenigen, der mit ihrer Hilfe eine fremde Sprache studiert, eine Sicherheit, die eine gewisse Selbständigkeit mit sich bringt. Wer bloß durch Nachahmung und mit Hilfe des Gedächtnisses Laute erlernt hat, hat kein Mittel an der Hand, sie mit Sicherheit zu behalten. Treffend spricht sich Sweet hierüber in seinem *Handbook of Phonetics* p. 21 folgendermaßen aus:

„Those who try to learn new sounds by ear alone, without any systematic training in the use of their vocal organs, generally succeed only partially. Even in those exceptional cases in which a naturally quick ear combined with favourable occasions for practice enables a linguist to acquire an accurate pronunciation of foreign languages by imitation alone, his knowledge is little better than that of a parrot, for he is unable to *record* the sounds he has learnt, or to *teach them to others*, and the results of his labours perish with him. In the case of those who have only an average ear, and still more of those who have a defective ear, organic training is indispensable. There can be no question that flexible organs well trained together with only an average ear, will yield better results than even an exceptionally good ear without organic training. . . .“

Durch phonetisches Studium der englischen Aussprache wird man sich endlich selbst Autorität, und dies muss ein tüchtiger englischer Philologe, ein gewissenhafter Lehrer des Englischen anstreben, wenn ihn nicht ein beständiges Gefühl der Unsicherheit verfolgen, wenn er nicht beständig an sich und seiner Lehre irre werden soll.

Welchen Wert für uns dann ein englischer Sprachmeister, ein „geborener Engländer“ haben kann, liegt auf der Hand.

Für den Phonetiker ist der einzelne Engländer keine Autorität, nur ein Beobachtungsmaterial. Er ist für uns ein Object, das wir zu beobachten, kein Subject, das wir zu consultieren haben, wenn er nicht etwa selbst ein geschulter Phonetiker ist.

Einerseits wird der „geborene Engländer“ ein Zeugnis sein für das gegenwärtig Übliche in Phraseologie und Aussprache, wobei wieder nicht der einzelne an und für sich beweisend ist, sondern nur ein Beweismaterial bieten kann. Andererseits ist er ein Beobachtungsobject für phonetische Untersuchungen im allgemeinen, und zwar wird der Engländer für uns nicht nur interessant sein, wenn er englisch spricht, sondern auch wenn er Deutsch spricht: die Unterschiede der specifisch englischen Articulationen und besonders der Betonung von den deutschen fallen uns hiebei oft erst recht deutlich auf.

Jedenfalls ist die Beobachtung eingeborener Engländer von größter Wichtigkeit und nicht zu entbehren, denn erst dann kann man sich überzeugen einerseits davon, dass das bunte Chaos fremder Laute wirklich in die von den Phonetikern aufgestellten Kategorien systematisch einzureihen ist, andererseits davon, dass mit Hilfe der Phonetik allein dieses gefürchtete, sogenannte Chaos als organisches Ganze klar gelegt und begriffen werden kann.

Wie man aber solche Beobachtungen an Einzelindividuen anzustellen hat, ist eine schwere Sache. Sprachmeister englischer Abkunft gibt es genug, und was diese anlangt, ist im allgemeinen Frauen der Vorzug zu geben, weil sie gewöhnlich deutlicher sprechen, obwohl andererseits es bei ihnen leichter vorkommt, dass sie unbewusst manches von dem fremden, sie umgebenden Idiom annehmen; es ist nämlich eine erklärliche Thatsache, dass fremde Sprachmeister, die längere Zeit von ihrer Heimat entfernt leben, oft durch unbewusste Nachahmung ihre ursprüngliche Aussprache der fehlerhaften ihrer Schüler accomodieren! Als erstes Princip bei der Beobachtung aber muss gelten, dass der zu Beobachtende nicht wisse, dass der oder jener bestimmte Laut, den man an ihm studieren will,

beobachtet werde, denn willkürlich oder unwillkürlich modificiert dann der Sprachmeister seine natürliche Sprechweise nach seinen Vorstellungen davon „*how one ought to speak*“. Ebenso ist es ja im Deutschen. Fragen wir irgend einen Gebildeten oder gar einen Ungebildeten, wie er dies oder jenes Wort ausspreche, wird er meist befangen sein und selten natürlich sprechen.

Was die Sprachmeister, die geborene Engländer sind, anlangt, so liegt es ja auf der Hand, dass jeder ängstlich seine Autorität zu wahren suchen und versichern wird, er spreche „das beste Englisch“.

Es führt uns dies zu der Frage, was denn das sogenannte „beste Englisch“ sei. So selbstverständlich sich diese Frage uns aufdrängt, so schwer ist sie zu beantworten. Man sage doch einmal, was „das beste Deutsch“ sei. Im letzten Hefte von Herrigs Archiv antwortet Deutschbein in seinem wertvollen Aufsätze „Über die Resultate der Lautphysiologie mit Rücksicht auf unsere Schulen“ p. 40 mit B. Schmitz auf die Frage, welche Aussprache des Deutschen die beste sei: „Hochdeutsch im Munde des gebildeten Niederdeutschen (Norddeutschen)“. Und ich sage natürlich sofort dagegen: „Hochdeutsch, sowie es auf dem Wiener Hofburgtheater gesprochen wird, mit Ausschluss der für die Bühnenwirkung erforderlichen stärkeren Intonationen*“.

Der Streit, der sich unter den Phonetikern über das sogenannte „beste Deutsch“ zu entspinnen anfängt, wird diese

*) Ich spreche hier natürlich als Wiener und deshalb als Partei, denn eine Einigung liegt nicht vor. Sobald etwa das Berliner Deutsche Theater für unsere Bühnen maßgebend sein wird, und nicht umgekehrt, werde ich natürlich meinen Standpunkt entsprechend zu modificieren haben, wenn die mustergiltige Bühnensprache darin vorangegangen. Dass verhältnismäßig wenige Wiener dieses ideale Deutsch sich angeeignet haben, ändert an der Sache nichts; den wenigen aber wird man kaum irgendwo eine dialectische Eigenheit (es sei denn im Tonfalle) in gehobener Redeweise anmerken, und darin liegt ja eben die Aufgabe. Eine kleine Monographie über dieses Wiener Deutsch, anknüpfend an meinen trefflichen engeren Landsmann aus dem vorigen Jahrhundert, Kempelen, hoffe ich in nicht zu langer Zeit zu veröffentlichen.

Fragen ausführlich erörtern, obwohl nicht zu erwarten ist, dass über die ideale Aussprache des Deutschen sobald eine Einigung erfolge.

Im Deutschen sind es nun in die Augen springende dialectische Unterschiede, die das Wiener Deutsch vom Hannoveraner und Dresdener Deutsch unterscheiden. Die dialectischen Eigenthümlichkeiten haben sich in Deutschland vielmehr in die gebildete Sprache eingedrängt als z. B. im Französischen und Englischen. Der Grund hiefür dürfte wohl in der politischen Geschichte der Nationen liegen; Deutschland war jahrhundertlang in viele Sonderstaaten zerspalten und der alte Particularismus weicht ja erst langsam dem einheitlichen Nationalgedanken. Im Gegensatze hiezu sind Frankreich und England viel centralistischer. Wie man in der deutschen Literatur eigentlich kaum je ein durchaus tonangebendes Centrum erkennen kann, so war es auch in der Sprache. In England ist wenigstens in der neuenglischen Periode London doch immer das Centrum aller literarischen Bewegungen und nochmehr ist dies in Frankreich Paris. Es sind in Folge dessen die Unterschiede in der Aussprache der Gebildeten der Provinzen von der des Centrums nicht so wesentlich, da der geistige und sprachliche Umsatz und Ausgleich im Lande ein viel größerer ist als in Deutschland. Für das Französische ist daher auch längst die Pariser Phraseologie und Aussprache der Canon der Gebildeten. Wo von einer als allgemeines Muster hinzustellenden idealen Aussprache die Rede sein soll, da ist die Anerkennung eines solchen Centrums, welches immer es sei, eine Nothwendigkeit. Ob das Pariser Französisch schöner ist als etwa das Schweizerfranzösisch, ob es „richtiger“ oder „besser“ ist, das ist eine ganz müßige Frage, rein Geschmackssache und darüber ist weiter nicht zu disputieren. Die tonangebende Prävalenz des Parisers ist eben eine entscheidende Thatsache. Da nun England in gleicher Weise ein Centrum besitzt wie Frankreich (wenn auch die gesellschaftliche Stellung der Provinzialen zu demselben eine andere sein mag), erledigt sich die Frage, ob denn nicht vielleicht das Englisch der Gebildeten in Lancashire, Lincolnshire, War-

wickshire oder Yorkshire schöner und besser sei als das Londonerische, von selbst. Das Englisch des gebildeten Londoners muss für uns maßgebend sein.

Dass es auch im gebildeten Londoner Englisch unendlich viele feine Unterschiede gibt, dass von einem Standard in strengem Sinne des Wortes eigentlich in keiner Sprache die Rede sein kann, da ja nicht ein Individuum genau so spricht wie ein anderes und sich selbst in seiner Sprechweise nicht wie eine Maschine gleich bleibt, dies darf uns nicht irre machen. (Sehr lesenswert sind diesbezüglich die Partien in A. J. Ellis' großem Werke *On Early English Pronunciation*: „On standard Pronunciation“ OEEP II. 624—632 und „Educated English Pronunciation“ OEEP. IV. 1085 ff.) Jedenfalls sind aber diese Unterschiede in der Sprechweise einzelner Individuen einer und derselben Stadt verschwindend gegenüber den auffälligen Eigenheiten der Provinzen. Erstere sind meist gelegentliche, während letztere constante sind.

Ein gebildetes Londoner Individuum (womöglich aber deren mehrere) sind also das beste Beweismaterial für Fragen in modern-englischer Aussprache. Doch muss zugegeben werden, dass die gebildeten Cambridger und Oxforder sich von den Londonern nicht viel unterscheiden dürften, was ja schon in der Stellung der beiden Universitätsstädte als Planeten des großen Centrums begründet ist.

Wenn also nun nach all dem Gesagten der Unterricht in der Aussprache einer fremden Sprache durch rein empirische Erläuterung und systemlose Erklärungsversuche nur didactischer Dilettantismus sein und nie wirkliches Erkennen und sicheres Können vermitteln kann, und wenn andererseits die phonetische Wissenschaft die fremden Sprachlaute verstehen und mit Sicherheit bilden und behalten lehrt, so darf der Schulunterricht auf den großen Vortheil, der aus diesen Errungenschaften auch für ihn erwächst, nicht verzichten. Man darf nicht sagen, es komme auf solche Feinheiten in der Schule nicht an; auf die äußersten Feinheiten freilich nicht, aber wohl auf die größtmöglichste Zuverlässigkeit des zu Lehrenden.

Sehen wir uns die besseren englischen Schulgrammatiken, die bei uns in Gebrauch sind, vom Standpunkte der phonetischen Wissenschaft an, so muss leider zugegeben werden, dass die meisten derselben in der Erklärung der Aussprache nicht auf der Höhe der heutigen Forschung stehen, ja dass die Verfasser in der Regel um die Bestrebungen der Lautwissenschaft sich so gut wie gar nicht gekümmert haben.

Glücklicherweise bin ich nicht der erste, der einen solchen Vorwurf erhebt. Dr. Moriz Trautmann, Professor der englischen Philologie an der Universität Bonn, der, wie aus seinen Erörterungen ersichtlich, früher als Lehrer des Englischen und Französischen an Schulen längere Zeit gewirkt und demnach in jeder Hinsicht wohl berechtigt ist, über diese Fragen mitzusprechen, hat gleich im ersten Bande der *Anglia*, S. 582 ff., bei Gelegenheit der Besprechung einiger der hervorragendsten englischen Schulgrammatiken, wertvolle Andeutungen über den Unterricht in der Aussprache fremder Sprachen erscheinen lassen.

Prof. Trautmann berichtet zum Schlusse über seine Methode, den Schülern die nöthigen Erläuterungen zum Verständnisse der Laute zu geben. Hiezu bediente er sich einer systematischen, wohldurchdachten graphischen Bezeichnung der einzelnen Laute.

Es ist ein Factum, dass wir ohne eine oder die andere phonetische Transscription eben nicht auskommen. Es sehen sich alle Grammatiken genöthigt, ab und zu einen Laut, der mit der Orthographie nicht übereinstimmt, durch eine Schreibung, die unsere Aussprache in deutschen Lautzeichen andeuten soll, zu bezeichnen. So z. B. wird neben *said* zur deutlicheren Veranschaulichung gelegentlich in Klammer ein „spr. *sed*“ gesetzt.

Einer unserer vortrefflichsten Pädagogen hier in Wien, den ich aus Gründen nicht nennen kann, nebenbei gesagt kein Philolog von Fach, fragte mich ganz von selbst, ob es denn nicht allgemein den Schülern ein großer Behelf wäre, wenn man ihnen die fremden Laute, die in ihrer Schreibung mit unseren nicht übereinstimmen, durch Umschreibung in unsere Schreibweise für das Auge näher zu bringen versuchte.

Der erfahrene Pädagog erzählte, dass er, als er in seiner Jugend Französisch lernte, sich die Aussprache nur auf solche Weise hätte merken können. (Mir gieng es als Kind gerade so, und andern wohl auch.)

Ich war hocheufreut, durch die Bemerkung eines anerkannt bedeutenden Schulmannes, von gleichsam unbetheiligter Seite eine Stütze unserer phonetischen Bestrebungen in der Schule zu erhalten.

Was sich gewiss die Mehrzahl aller strebsamen Schüler von selbst und so oft mit Schwierigkeit und Unvollkommenheit zurecht legen wird, muss vom Lehrer oder der Schulgrammatik selbst in ein System gebracht, ihnen mitgegeben werden. Die Wohlthat, die man den Schülern damit erweist, ist gewiss nicht gering.

Prof. Trautmann hat seine Methode, die Aussprache des Englischen und Französischen auf diese Weise zu lehren, in dem oben erwähnten Aufsätze mitgetheilt. Die Sache fordert von selbst zur Nachahmung auf, und wenn sie nachgeahmt worden, ist dies wohl gewiss von großem Vortheil für den Unterricht gewesen.

Auch ich habe es versucht, an einer Oberrealschule die Aussprache des Englischen nach phonetischen Grundsätzen zu lehren, und kann nur sagen, dass ich es nicht bereue.

Da ich aber dem Grundsatz folge, dass für die Schule das Beste gerade gut genug sei, dass man sich nie bei einer Art beruhigen solle, wenn man glaubt, es auf andere Art besser oder wenigstens praktischer machen zu können, habe ich mich in meinem Unterrichte nicht der Methode Trautmanns angeschlossen, nicht dass ich dieselbe etwa unterschätzte, sondern weil ich in wissenschaftlicher Beziehung einer anderen Richtung der Phonetiker, der neueren (englischen) Schule, mich anschließen zu müssen überzeugt bin. Davon ein andermal. Hier nur soviel, dass ich besonders für praktische Zwecke das englische System der Lauteintheilung unbedingt über jedes andere stellen zu können glaube.

Dass unter den verschiedenen phonetischen Systemen das englische, sogenannte Bell'sche System, das besonders durch

die Arbeiten von A. J. Ellis und H. Sweet vervollkommnet und verbreitet wurde, jedenfalls eines ist, auf das weiterzubauen man getrost wagen darf, kann man daraus ersehen, dass, obwohl es auf den ersten Anblick viel schwieriger erscheinen mag als andere, es trotzdem in und außer England von Jahr zu Jahr an Anhängern gewinnt, was u. a. das lehrreiche Buch des norwegischen Gelehrten Prof. Johann Storm*), sowie die zweite Auflage von Prof. Eduard Sievers' Phonetik, Leipzig Breitkopf & Härtel 1881, beweisen.

Das englische System wurde durch die Arbeiten Sweet's in compendiöser Form dem größeren Leserkreise zugänglich gemacht durch sein *Handbook of Phonetics*, Oxford Clarendon Press 1877, das wohl bald in neuer Auflage erscheinen wird.

Eine wesentliche Ergänzung und Verbesserung bot er in einem Artikel in den *Transactions of the Philological Society*, London 1880/81, p. 1—59, betitelt *Sound Notation***).

Da die Sweet'schen Schriften bei uns zu Lande nicht jedem Leser zur Hand sein werden, glaube ich gut zu thun, das System in kurzem zu skizzieren. Das englische System ist bekanntlich auf die Mundstellungen (besser gesagt, auf die Stellungen der lautbildenden Organe, wie bei den Consonanten) gegründet. Die jeweilige Lage der Zunge und die jeweilige Gestalt der Mundhöhle (die Lippen natürlich inbegriffen), ferner Stimme oder Hauch haben den einzelnen Laut zu bestimmen. Nach dieser Bestimmung muss derselbe mechanisch hervorgebracht werden. Die Consonanten werden nach ihren Articulationsstellen und der Action der Zunge dabei bezeichnet, die Vocale vor allem durch die Lage der Zunge innerhalb der Mundhöhle. Man unterscheidet zwei Eintheilungskategorien, nach horizontalen und verticalen Bewegungen der Zunge. Je nachdem die Zunge, (und zwar nicht etwa die Spitze, sondern der

*) Englische Philologie I. Heilbronn, Henninger 1881.

***) Das Sweet'sche System ist sowohl in Storm's Englischer Philologie, als auch in der Anzeige von Sievers' Phonetik durch Trautmann, Anzeiger zur Anglia, IV, 56, besprochen; zu Trautmanns Besprechung sind aber die Aufklärungen Sweet's in seiner Anzeige des Storm'schen Buches, Gött. gel. Anz. 1881, S. 1398 ff. zu vergleichen.

eigentliche Zungenkörper) hinten, in der Mitte, oder vorne in der Mundhöhle liegt, entstehen *back*, *mixed* oder *front vowels*; je nachdem sich die Zunge vom Gaumen wenig, mittelweit, oder so weit wie möglich nach unten hin entfernt, entstehen *high*, *mid* oder *low vowels*.

Von den unendlich vielen möglichen Zungenstellungen werden also 9 Ausgangspunkte für die Vocalbestimmung in der verticalen Durchschnittsfläche der Mundhöhle von hinten nach vorne festgehalten, und es ergeben sich daher folgende Formeln:

high-back, *high-mixed*, *high-front*
mid-back, *mid-mixed*, *mid-front*
low-back, *low-mixed*, *low-front*.

Diese neun Stellungen werden verdoppelt durch die Modification der Zunge. Dieselbe kann nämlich in derselben Lage einen nach gewöhnlicher Terminologie offenen und einen geschlossenen Laut erzeugen, je nachdem sie lose, ohne Spannung agiert oder mit starker Anspannung der Zungenmuskeln. Es kann jeder, dem dies noch neu ist, vor dem Spiegel die Zunge im Übergange von geschlossenem zu offenem *e* oder umgekehrt beobachten, und er wird außer einem eventuellen Ruck, der durch die Muskelaction im Innern entstehen kann, keine Veränderung der Lage bemerken. Am wichtigsten ist dieses Kriterium bei Bestimmung des sogenannten kurzen *u*-Lautes im Englischen (*but*, *up* u. a. m.), den ich thatsächlich in keinem anderen Systeme deutlich und verständlich beschrieben finde. Er ist der geschlossene Laut des reinen *a*, wie sich jeder überzeugen kann.

Vervierfacht wird die Zahl der Vocale durch die sogenannte Rundung der Lippen. *o* und *ü* z. B. unterscheiden sich von *a* und *i* nur durch veränderte Lippenstellung. Bei den sogenannten hellen Vocalen bilden die Lippen einen Spalt, der bei *i* enger und länger, bei *a* kürzer und runder ist; der Mund bleibt aber voll geöffnet. Bei den sogenannten dunklen

*) Im Englischen selbst ist hiebei eine solche starke Vorstülpung der Lippen (*pouting*) nicht üblich, zumal da bei den Engländern die Lippen in

Vocalen bilden die Lippen, oft mit starker Vorstülpung, ein kleines, kreisrundes Loch*).

Sweet nennt geschlossene Vocale *narrow*, offene *wide*, dunkle *round vowels*. Wir haben demnach z. B. für einen Vocal mit der Zungenlage *high-back* folgende vier Möglichkeiten: *high-back-narrow*; *high-back-narrow-round*; *high-back-wide*; *high-back-wide-round*.

Zur Veranschaulichung, glaube ich, wird es willkommen sein, wenn ich Sweet's Vocaltafel aus seiner *Sound Notation* p. 44 mittheile, mit den dazugehörigen Beispielen. Ich lasse aber alle Felder leer, die nicht wegen eines deutschen, französischen oder englischen Vocals unser Interesse erregen.

Narrow.			Wide.		
back.	mixed.	front.	back.	mixed.	front.
		i franz. <i>fini</i> .		ɪ <i>pretty</i>	i <i>finny</i>
ɛ <i>up, but.</i>	ë deutsch <i>Gabe.</i>	e franz. <i>été</i>	a <i>father, Vater.</i>	ë <i>eye</i>	ɛ <i>pen, franz. père.</i>
	ä <i>earth, burn, bird, were.</i>	æ franz. <i>vin, care, where.</i>		ä <i>how (I. Theil)</i>	æ <i>man.</i>

Round.		
u franz. <i>sou</i>		y franz. <i>lune.</i>
o franz. <i>beau.</i>		ə franz. <i>peu.</i>
ɔ <i>law.</i>		œ franz. <i>un</i>

		ɥ deutsch <i>Hütte.</i>
deutsch <i>Gott, o go, boy, (I. Theil) franz. or</i>	ö franz. <i>l'homme.</i>	ə franz. <i>peur.</i>
ɔ <i>not.</i>	ö <i>how (II. Theil)</i>	

In die angeführten Mundstellungen theilen sich sodann sämtliche englische Vocale. Die Consonanten werden nach ihren Articulationsstellen und nach den Kategorien des Mit-tönens der Stimme oder der Tonlosigkeit, des Hauches, der Nasalierung u. s. w. bestimmt; hierin liegt nicht der Hauptunterschied von anderen Systemen und auch nicht die Schwierigkeit ihrer Normallage geradezu an die Zahnreihen fest angepresst erscheinen und sich anstandshalber beim Sprechen nur möglichst wenig aus ihrer starren Ruhelage bewegen dürfen.

rigkeit der Bestimmung. All die Einzelheiten, so z. B. die *glide-vowels*, muss ich hier übergehen. Nur die Beispiele für die Vocale, wie sie Sweet, *Sound Notation* p. 47 gibt, will ich hier noch folgen lassen:

(ɐ) *come* (kɛm); (a|) *far* (fa|); (ëi₁) *eye* (ëi₁); (ä|) *burn* (bä|n); (ää) *how* (hää); (ä) *together* (tägedää); (i, i₁) *finny* (fini₁); (ii¹) *see* (sii¹); (i|ä) *hear* (hi|ä); (e) *men* (men); (ei₁) *mane* (mei₁n); (æ|ä) *air* (æ|ä); (æ) *man* (mæn); (u) *full* (ful); (uu¹) *fool* (fu¹); (u|ä) *poor* (pu|ä); (oi₁) *boy* (boi₁); (oo¹) *no* (noo¹); (o|) *naught* (nɔ|t); (o) *not* (nɔt); (ö) *follow* (fɔlɔ).

Wenn nun auch mehr als genug verschiedene phonetische Alphabete zum großen Nachtheile der Verständigung in den gelehrten Arbeiten bereits in Gebrauch sind und man z. B. von mir als einem Schüler Sweet's verlangen könnte, dass wenigstens ich mich der Sweet'schen Lautbezeichnung bediene, so kann ich dies doch für den vorliegenden Zweck nicht ganz thun, sondern muss wieder ein neues Alphabet aufstellen, freilich nach dem Muster des Sweet'schen. Diese Nothwendigkeit liegt wohl auf der Hand.

Wenn man, um es den Schülern leichter zu machen, denselben neben der ohnehin schwer zu erlernenden Orthographie noch eine ebenso vielgestaltige, complicierte phonetische Schreibung aufnöthigt, wird man bald sehen, dass dies das Verständnis nicht leicht fördert und dass es von schwächeren Schülern gar nicht aufgefasst werden wird.

Wenn der Satz: „*I thought that was all done with*“ in der phonetischen Schrift Sweet's genau wiedergegeben wird (s. *Sound Notation* p. 48), sieht das Bild so aus:

— ëi pɔ|t ðæt^wäz ɔ|l dɛn^wið;

oder z. B. der Name George erscheint in der Gestalt dʒɔ|dʒ, und es wird derjenige, der das Sweet'sche System nicht selbst gründlich studiert hat, die Zeichengebung nicht begreifen. Die Zeichen ɔ, ɐ und ʒ werden ihm fremd vorkommen, das ä in *was* wird er nicht verstehen. Er hat doch gelernt, dass *a* in *was* wie *o* auszusprechen sei.

Die phonetische Schrift für die Schule muss praktisch

sein, d. h. sie muss, um der Auffassung eine Handhabe zu bieten, an Bekanntes anknüpfen.

Ich habe daher für meine Schüler ein vereinfachtes System construiert, das insofern von dem Sweet's abweicht, als es für einzelne Laute solche Zeichen einsetzt, die an Laute erinnern, die wir im Deutschen oder in den Schülern sonst bekannten Sprachen haben. Ich füllte die 36 Felder nicht aus, sondern reichte nur die nöthigen englischen und zum Vergleiche gelegentlich in Klammern deutsche und französische Laute ein. Hiebei habe ich, da beim Massenunterricht in der Schule das Studium der feinsten Lautnünancen zuviel Zeit in Anspruch nehmen würde, auf eine Unterscheidung zwischen englischem und deutschem *ai* und *au* verzichten müssen. Aus praktischen Gründen habe ich den Gebrauch cursiver und stehender Drucklettern für die Unterscheidung der offenen und geschlossenen Laute gewählt. Sweet gebraucht für *mid-back-wide* ein *a* und ist darum genöthigt, für *mid-back-narrow* denselben Buchstaben auf den Kopf zu stellen. Ich gebrauche für letzteren (das *u* in *up*) ein *a* und für ersteren *a*. Es sieht der Schüler sofort das strenge gesetzmäßige Entsprechen der offenen und geschlossenen Laute auch in der Schrift.

Meine Vocaltafel ist demnach die folgende:

Geschlossen.			Offen.		
		(i frz. <i>fini</i>) Ida	Nicht rund		i (Fisch) <i>fish</i>
a <i>up</i>		(e frz. <i>été</i>) eben		a (aber) <i>father</i>	e (werfen) <i>pen</i>
	ä <i>bird</i> <i>were</i>	æ <i>care</i> <i>where</i>		(o österr.) <i>a Mann</i>	ü <i>clever</i>
Rund					
(u Ufer) frz. <i>sou</i>			u (Mutter) <i>good</i>		
(o oben) frz. <i>beau</i>			o <i>go</i> (Gott) frz. <i>or</i>		
a <i>law</i> o <i>course</i>			^a o <i>not</i>		

Wie ein Vergleich meiner Tafel mit der Sweet's zeigt, sind hier nur folgende englische Laute ausgelassen:

high-mixed-wide (*pretty*), *mid-mixed-wide*, der erste Bestandtheil des *ai*-Diphthongs, und *low-mixed-wide-round*, der

zweite Bestandtheil des *au*-Diphthongs. *High-mixed-wide* kommt in der Regel nur in unbetonten Silben, z. B. in Endsilben wie *-ly, -ty, -try* u. dgl. vor oder in Silben, die durch die Nachbarschaft sonantischer resp. sonorer „Consonanten“ an Articulationsschärfe verlieren, z. B. in der 1. Silbe von *pretty*. Was aber der Engländer, der in *pretty i* zu sprechen glaubt, unbewusst thut, müssen auch unsere Schüler natürlicherweise thun, d. h. auch sie werden, ohne dass man sie besonders darüber belehrt, naturgemäß in solchen Fällen das *i* wie *ï* aussprechen.

Anders freilich verhält es sich mit den *ai*- und *au*-Lauten. Hier macht die genaue Aussprache auch dem fremden geschulten Philologen oft Schwierigkeit. Diese Laute in der Schule zu versuchen, würde zuviel Zeit und Mühe rauben, und da mag man sich immer mit der deutschen Aussprache der Laute begnügen.

Betrachten wir die Vocale unserer Tafel, so sehen wir, dass alle die buntscheckigen, „unaussprechlichen“ englischen Vocale unter wenige Rubriken zu bringen sind. Als neu zu lernende Laute, die im Deutschen keine genaue Entsprechung finden, haben wir bloß

a, ä, æ, *ä*, *æ*, *ö* und *ö*.

Wie wir zur Bildung des schwersten aller englischen Laute, zu der des a, den Übergangsprocess vom offenen zum geschlossenen Laute vornehmen müssen, so vereinfacht sich, wenn wir dies Verfahren bereits in gehöriger Übung haben, die Schwierigkeit der ä, æ, *ö* und der *ä*, *æ*, *ö*, indem wir zu dem a nur noch drei neue Laute mit ihren natürlichen Entsprechungen bei nachgelassener Zungenmuskelspannung dazu zu lernen haben.

Es wird nun aber mancher bewährte Pädagog einwerfen, und zwar mit Recht, dass es eine starke Anforderung an das Vorstellungsvermögen der Schüler sei, nach dem angeführten Schema, das sich auf dem Papiere ganz hübsch ausnehmen mag, wirkliche Laute zu erkennen und zu bilden.

Darauf ist nun Folgendes zu erwidern. Ohne das lebendige Beispiel des Lehrers wäre es allerdings ein Unding zu verlangen, dass sich irgend jemand unbekannte Laute nach der

Vorschrift vorstellen solle. Es kann in seltenen Fällen einem wohlgeschulten Phonetiker gelingen, aus der genauen Beschreibung eines Lautes sich denselben bis zu einem gewissen Grade zu vergegenwärtigen, wenn er genügende Anhaltspunkte an ihm bereits Geläufiges erhält. Ein geschulter Phonetiker ist der Schüler aber nicht und braucht es auch nie zu werden. Er soll nachahmend, dem Beispiele des Lehrers folgend, die Laute kennen lernen. Den Schüler aber und den Lehrer hierin zu unterstützen und einen sicheren Ausgangspunkt zu gewähren, das ist der wesentliche praktische Zweck der Phonetik für den Unterricht. Wir besitzen kein anderes Mittel, keine anderen Anhaltspunkte, mit denen sich leichter operieren ließe.

Ich glaube darum am besten zu thun, wenn ich die Art, wie ich damit vorgegangen, schildere. Der Begriff des Offen und Geschlossen musste den Schülern zuerst klar werden. Es war hier an Bekanntes aus dem Französischen, wie aus dem Deutschen anzuknüpfen. Das Französische war deshalb gut herbeizuziehen, weil ja bekanntlich den lautlichen Eigenheiten einer fremden Sprache schon in der Schule viel öfter und eindringlicher die Aufmerksamkeit des Schülers zugewandt wird, als denen der Muttersprache. Wenn der Schüler niemals darüber nachgedacht hat, dass in *geben* und *werfen* die ersten *e* verschieden sind, so hat ihm der Lehrer des Französischen den Unterschied des *e* in *été* und *père* bereits hinlänglich klar gemacht. Hat man ihn ferner an: *peu* : *peur*, *beau* : *mort* erinnert, thut man wohl am besten, wenn man ihn offenes und geschlossenes *i* und *u*, in deutschen Worten wie *Ida* : *Insel*, *viele* : *Fisch*, *lieben* : *irdisch*, *Ufer* : *uns*, *Tugend* : *Urne* u. a. m. erkennen lässt, weil hier ein thatsächlicher Unterschied besteht.

Während man nun so den Sinn des Schülers für geschlossene und offene Laute prüft und schärft, lässt man ihn sich der Bewegung seiner Zunge bewusst werden. Man leitet ihn zur Erkenntnis, dass z. B. die Zunge aus der *e*-Lage sich heben muss, um *i* hervorzubringen, dass sie sich senken muss, um *æ* zu bilden u. s. w, dass sie aber thatsächlich ihre Lage nicht verändert, um aus offenem *e* ein geschlossenes, oder umgekehrt aus geschlossenem ein offenes entstehen zu lassen.

Der Schüler wird sehr bald erkennen, dass bei offenem Laute die Zunge lax, bei geschlossenem in krampfhafter Anspannung sich befindet. Dieser Thatsache wird er sich nun bei jedem offenen Laute gegenüber dem entsprechenden geschlossenen bewusst. Er erkennt die Gesetzmäßigkeit, er erhält Sicherheit.

Auf diese Weise nun lässt man den Schüler versuchen, die geschlossene Entsprechung des a zu finden. Er wird vielleicht anfangs schwanken, bis er die rechte Mitte gefunden, d. h. den richtigen Grad der Zungenanspannung, in ähnlicher Weise wie er, wenn er nie einen i -Laut gehört hätte, und denselben aus dem e -Laute zu producieren hätte, den Ruhepunkt des i nicht gleich von selbst treffen würde. Hier nun muss das lebende Beispiel zu Hilfe kommen. Es muss des Schülers Bestreben, durch die bloße Schallnachahmung einen Laut zu treffen, mit dem Versuche, denselben auf dem beschriebenen mechanischen Wege zu finden, zusammentreffen. Was er, ohne zu wissen wie, nachzuahmen versucht hatte, trifft er nun mit Sicherheit, denn er erkennt das Gesetz. Hat er nun in vollem Bewusstsein des Mechanismus nur einmal den Laut richtig nachgesprochen, wird er ihm zu erfahrungsmäßigem, geistigem Besitz, sowie die analogen Lautentsprechungen aus dem ihm bekannten Französischen und Deutschen.

Somit wäre der undefinierbarste englische Laut, über den die Schulgrammatiken sich um die Wette bemühen, brauchbare Erklärungen zu geben, und dessentwegen die armen englischen Sprachlehrer beiderlei Geschlechts so unermüdliche wie fruchtlose Interpellationen über sich ergehen lassen müssen, doch ganz einfach zu lehren und zu erlernen. Ich bin wenigstens so glücklich, an dem Erfolge darin noch nicht irre geworden zu sein.

Man lasse nun den Schüler aus dem a wieder zum a zurückkehren. Man theile ihm mit, wie thatsächlich im Englischen, besonders bei raschem und daher weniger sorgfältig articuliertem Sprechen das a dem Ohre häufig wie ein a erscheint, indem es nämlich durch Nachlassen der Zungenanspannung zu dem offenen Laute wird; man spreche ihm nun solche Beispiele vor, und es dürfte ihm nun alles klar sein,

man dürfte von ihm auch erwarten, dass er die Laute auf diese Weise selber bilden könne.

Ich gehe zunächst zu $\overset{\circ}{o}$, $\overset{\circ}{ö}$ über. Der Begriff der Rundung, der „Labialisierung“, bedarf nur weniger Worte. Der Schüler sieht sofort ein, dass aus einem a bei Rundung der Lippen o entstehen muss, und zwar das offene o . Um ihn in dem Verständnisse des Systems, der Tafel zu kräftigen, lasse man ihn nun aus der o -Lage die Zunge — aber wohl-gemerkt! nicht etwa die Spitze, um die es sich nicht viel handelt, sondern den articulierenden Zungenrücken — heben und den u -Laut bilden. Beiläufig gesagt, wird es gut sein, wenn der Lehrer mit ein paar Strichen auf der Tafel den Durchschnitt der Mundhöhle und der Zunge in ihren verschiedenen Lagen skizziert, denn ein paar Striche reden oft deutlicher als hundert wohlgesetzte Worte. Bei o und u erinnere man gleich wieder an die geschlossenen Entsprechungen im Deutschen und Französischen, denn wenn dieselben im Englischen auch fehlen, muss das Gefühl für die Entsprechung doch stets rege bleiben. Wie wir nun aus der o -Lage ohne Mühe durch Heben der Zunge zum u gelangten, so können wir durch Senken derselben $\overset{\circ}{o}$ erhalten.

Ich habe in unserer Tafel an die entsprechende Stelle bei den nicht-runden Vocalen, also unter das a , einen Laut in Klammer gesetzt, den wir meinethalben mit $\overset{\circ}{a}$ bezeichnen könnten, und der unserem bairisch-österreichischen mundartlichen a entspricht*), im Gegensatze zu dem schriftdeutschen reinen a unserer Hofbühne. Es ist der Laut unseren Schülern ja leider nur zu sehr vertraut, und sie werden ohne Mühe die Bewegung ihrer Zunge, das Senken derselben aus der reinen a -Lage controlieren können. Lässt man sie nun denselben Process mit Lippenrundung vornehmen, so bringen sie unfehlbar $\overset{\circ}{o}$ hervor. Wir sehen zugleich, wie wir von verschied-

*) Ich werde der Kürze halber hier einfach den Ausdruck „österreichisch. a “ gebrauchen, obwohl im allgemeinen vor der Verwechslung von „bairisch-österreichische Mundart“ mit der gar nichts bedeutenden Bezeichnung „österreichische Mundart“ zu warnen ist. Der Laut findet sich übrigens bekanntlich auch in vielen andern deutschen Mundarten.

denen Seiten Controle üben können. Einmal lasse man die Schüler aus dem *o* in Gott durch die der *u*-Bildung entgegengesetzte Thätigkeit zu *ö* gelangen und andererseits lasse man sie ihren landläufigen *â*-Laut runden: sie werden sofort sich der Übereinstimmung bewusst werden und das Gesetz erkennen. Die ganze Theorie aber, so einfach und klar sie dem, der die Laute bereits kennt, sein wird, muss natürlich hier wie überall auf das lebendige Vorsprechen gegründet sein. Wie der Schüler den bloß ohne weiteres vorgesprochenen Laut noch missgünstig aufnimmt, wird ihm derselbe durch die erläuternde Theorie, durch das Anknüpfen an Bekanntes klar, verständlich, natürlich.

Die Übung im Anspannen und Nachlassen der Zungenmuskeln wird nun die Aussprache des entsprechenden geschlossenen Lautes *ô* des *aw, au, alk, ow, ou, or* u. s. w. ohne Schwierigkeit ermöglichen; man wird ihn natürlich auch durch Zungensenkung aus geschlossenem *o* erhalten.

Etwas schwieriger zu behandeln sind *ä, æ, ä, æ, œ* oder *æ* dürften den Schülern aus deutschen Dialecten (zum Theil auch aus dem Französischen) noch eher bekannt sein. Außerdem sind die Laute z. B. bei der Nachahmung des Blökens der Schafe üblich und überhaupt nicht schwer zu erfassen und nachzubilden. Man hüte sich dabei nur vor der Nasalierung derselben. Am sichersten ist auch hier natürlich das mechanische Kriterium, und obwohl im allgemeinen die Zungenspitze nicht ausschlaggebend ist, thut man gut, dieselbe bei Bildung dieser Laute den unteren Alveolen zu nähern, wobei der übrige Theil der Zunge von selbst folgt. Geringe Übung macht die Laute beherrschen.

Anders aber verhält es sich mit *ä, ä*. Wir haben für diese Laute keine Entsprechung im Deutschen*) und Französischen.

*) Beiläufig bemerkt, scheint es mir eine Täuschung zu sein, wenn Sweet (mit dem ich die Laute persönlich eingehend studiert) in seiner *Sound notation* p. 37 bemerkt: *South German Käse etc. seems to have this vowel (ä) rather than æ.*

Es schien mir deshalb gerathen, um diese Laute meinen Schülern begreiflich zu machen, hiefür den Boden des Sweet'schen Systems für kurze Zeit zu verlassen und meinen eigenen Weg zu gehen, um dann wieder darauf zurückzukommen.

Der Laut ä ist der wichtigere, und *ä* ist eben nur der Abglanz desselben, d. h. derselbe Laut bei weniger ausgeprägter Articulation, z. B. *-er* in unbetonten Endsilben und ferner als Stellvertreter anderer mangelhaft articulirter Vocale. Es wird uns daher zunächst ä interessieren. In welchen Fällen steht aber ä? Durchaus nur in Fällen der Trübung eines *e*, *i*, *u* vor *r**). Es ist aber, wie bekannt, *r* (wie *l*) ein ganz eigenartiger Consonant; seine Einwirkung allein erzeugt den ä-Laut; um diesen also zu erklären, muss ich der Besprechung der Consonanten ein wenig vorgreifen.

Das englische *r* ist bekanntlich ein Zungenspitzen-*r***), und zwar müssen wir die Articulationsstelle desselben im allgemeinen an die Alveolen der oberen Schneidezähne verlegen, womit nicht ausgeschlossen ist, dass dieselbe in Dialecten sich ändert, wie z. B. im Südwesten der Insel vielfach die cacuminale Position gilt. In der Articulation dieses *r* müssen wir nun drei Stadien unterscheiden. Im ersten Stadium schlägt die Zungenspitze mehrmals an die Articulationsstelle, es ist das gerollte, das „trilled“ *r*. Dieser mehrfache Schlag kommt nun aber im eigentlichen Englisch nicht mehr vor (ob er je allgemein gewesen, ist nicht sicher), wohl aber in nordenglischen Dialecten, im Schottischen, Irischen und zum Theil im amerikanischen Englisch. In unserem deutschen Zäpfchen-*r* haben wir ja auch ein mehrfaches Schlagen, ein Vibriren des Zäpfchens, wodurch das Rollen entsteht, wenn wir nämlich das *r* absichtlich rollen lassen wollen. In gewöhnlicher Rede haben wir auch kein Rollen, sondern nur eine einmalige Enge; es entspricht dies *mutatis mutandis* also dem zweiten Stadium des englischen *r*, in dem nur ein einmaliger

*) Wörter wie *word*, *world*, *work* sind eben als *wurd*, *wurld*, *wurk* aufzufassen.

**) Sehr lesenswert ist unter anderem der klare und anregende Aufsatz über das englische *r* von Trautmann, *Anglia* III, 204 ff.

Schlag der Zungenspitze stattfindet. Dieses ist, wie wir sehen werden, das einzige wirkliche *r* des heutigen gebildeten Englisch.

Als drittes Stadium des *r* aber werden wir es bezeichnen, wenn infolge lässiger Aussprache das *r* unvollkommen articuliert wird. Die Zungenspitze wird wohl der Articulationsstelle genähert, berührt dieselbe aber nicht, sondern lässt statt dessen den bloßen Stimmtönen wirken, der natürlich durch die so gestellte Zunge in bestimmter Weise modificiert wird. Dieses unvollkommene *r*, das vielmehr ganz aufhört Consonant zu sein, ist nun eben der gesuchte ä-Laut. Es mag dem aufmerksamen Beobachter zuerst wohl vorkommen, dass er den so gebildeten Laut mit der Zungenstellung *low-mixed-narrow* nicht genau in Übereinstimmung findet. Er hat wohl ganz recht. Der Laut, der zunächst entsteht, ist nicht der reine ä-Laut, sondern nähert sich bei höher gehobenem Zungenrücken dem cacuminalen *r*. Es herrscht aber eben bei der Bildung des ä-Lautes die Tendenz vor, die Zunge zu senken, was ja mit der unvollkommenen Articulation, der Entfernung der Zunge von den Alveolen zusammenhängt.

Indem ich so versuchte, im kleinen historische Phonetik zu treiben, den thatsächlichen Laut aus seiner vermuthlichen, früheren Gestalt abzuleiten, hatte ich die Freude, bei meinen Schülern zu sehen, dass sie auf diese Weise den schwierigen Laut wirklich correct und sicher zu bilden im Stande waren, was auf andere Weise ihnen beizubringen mir vielleicht nicht gelungen wäre. Den entsprechenden offenen Laut *ä* zu bilden, hatte nun keine Schwierigkeit. Ich ließ die Schüler z. B. das Wort *Sir* langsam, sorgfältig, mit gespannter Zunge sprechen, dann aber schnell, sorglos, mit laxer Articulation, und sie sprachen mühelos *ä*. Die Klarheit dieser Lautentwicklung wurde durch den Vergleich mit dem bekannten deutschen *r* gefördert. Dem Rollen entsprach das Rollen, dem gewöhnlichen Zungenspitzen-*r* unser gewöhnliches deutsches, dem unvollkommenen unser unvollkommenes zu Ende einer Silbe (schneller) oder gelegentlich vor einem Consonanten (Wort, stark), dem *ä* ein verklingendes deutsches *r* ohne Nachdruck.

Der Unterschied in den englischen und deutschen Lauten ergab sich aus den verschiedenen Articulationsstellen.

Nun konnte wieder auf unsere Tafel zurückgegangen werden; die neugewonnenen Laute wurden auf ihr Verhältnis zu den zunächstliegenden bereits bekannten Lauten hin geprüft, bestätigt und dem Bereiche des Bekannten einverleibt.

Auf die *liaison* eines auslautenden, also unvollkommenen *r* mit einem nächstfolgenden Worte, das vocalisch anlautet, musste noch hingewiesen werden. Die Schüler kennen die Erscheinung der *liaison* aus dem Französischen und verstehen ganz gut, dass z. B. in der Wortverbindung *for us* das *r* notwendig im zweiten Stadium und zwar im Anschlusse an das folgende *us* gesprochen werden muss, um überhaupt bemerkbar zu sein, während in *for me* das *r* gar nicht vollkommen artikuliert werden könnte, ohne den Lauf der Rede etwas zu hemmen.

Ich will hier gleich die Lehre von den andern Einwirkungen des *r* auf Vocale anknüpfen. Die Vocale vor *r* verhalten sich nicht alle auf gleiche Weise und müssen daher einzeln betrachtet werden. So ist z. B. das *a* in *far* und *fare* verschieden, nicht aber das *o* in *or* und *ore*. Zunächst muss man zwischen „*r*-abhängigen“ und „*r*-unabhängigen“ Lauten (ein Ausdruck, der in dem Hoegel'schen Lehrbuch d. engl. Spr. mit viel Geschick angewendet ist) unterscheiden. In *far*, *her*, *bird*, *or*, *fur* würde demnach der Vocal *r*-abhängig sein, in (*fare*), *here*, *fire*, [*ore*], *mature* nicht. Freilich ist letzteres bei *a* nicht ganz, bei *o* gar nicht der Fall, denn wie wir gesehen, hat *a* in *care*, *fare*, *where* den æ-Laut und nicht etwa den Laut wie in *fate* (*feit*), ferner hat *o* in *ore*, *lore*, *door*, *course* nicht denselben Laut wie in *home*, *go* (*houm*, *gou*) u. s. w. Bei *a* und *o* also wäre die Benennung *r*-unabhängig eine Ungenauigkeit. Trotzdem bediene ich mich hier der sonst sehr passenden Bezeichnung, denn das *a* in *fare* ist jedenfalls anders *r*-abhängig als das in *far*.

Die *r*-abhängigen Vocale stehen in der Regel in ursprünglich kurzer Silbe, die erst durch die Verbindung mit dem *r* lang wird. Das Wesentliche aber ist, dass in den sogenannten

r-abhängigen Silben der *r*-Laut zu der betreffenden Silbe gehört, während er in den nicht *r*-abhängigen zur nächsten Silbe gezogen wird.

Wir hätten nun einerseits *r*-abhängige Silben, d. h. Vocal + *r* + Consonant, oder Vocal + unvollkommenem *r*. Wir erhielten die Formen:

<i>ard</i>	und	<i>ar</i> ,	die	ergäben	<i>aäd</i>	und	<i>aä</i>
<i>erd</i>	"	<i>er</i>	"	"	<i>eäd</i>	"	<i>eä</i>
<i>ird</i>	"	<i>ir</i>	"	"	<i>iäd</i>	"	<i>iä</i>
<i>ord</i>	"	<i>or</i>	"	"	<i>oäd</i>	"	<i>oä</i>
<i>urd</i>	"	<i>ur</i>	"	"	<i>uäd</i>	"	<i>uä</i>

Beispiele dazu wären *hard*, *heard*, *bird*, *lord*, *curd*, *far*, *her*, *Sir*, *or*, *fur*.

Diesem ä-Laute gegenüber verhalten sich nun die einzelnen Vocale verschieden. *e*, *i*, *u* ziehen im Streite mit dem ä den kürzern, sie geben alle drei ää zum Resultate, also *heard* : hääd, *bird* : bääd, *curd* : kääd, *her* : hää, *Sir* : sää, *fur* : fää, was ich der Einfachheit halber durch Länge bezeichne, indem ich hiefür nach Sweet mich eines Verticalstrichs bediene: hä|d, bä|d, kä|d, hä|, sä|, fä|.

Dem entsprechend haben wir natürlich in unbetonter oder wenig betonter Silbe den entsprechenden offenen Laut *a*, also *clever* : klevä, und gegenüber *Sir* : sä| (oder gar sä|ä) die Lautgruppe *yes*, *Sir* : jes sä.

Anders verhalten sich aber *aä* und *oä*. Hier trägt das *a* und *o* den Sieg über das ä davon. Aus *aä* wird *aa*, also *far* : faa oder fa|, *hard* : ha|d.

Da der Laut ä dem *a*-Laute sehr nahe liegt, wird der Schüler diesen Übergang leicht begreifen.

Bei langsamem Sprechen kann man den ä-Laut auch noch nach der Länge verklingend mitsprechen, also ha|äd, fa|ä wie oben *Sir* : sä|ä.

Über *or* weiter unten.

Die Fälle, in denen das *r* nach Vocal zu der nächsten Silbe gehört oder eine selbständige Silbe bildet, in denen also der Vocal davor „*r*-unabhängig“ ist, sind anders zu behandeln.

Die Formen *-ere*, *-ire*, *-ure* sind thatsächlich ganz *r*-unabhängig, indem *e*, *i*, *u* z. B. in *here*, *fire*, *mature* ungetrübte Länge, resp. Diphthongisierung erhalten. Das *r*, das natürlich unvollkommen ist, sich also im dritten Stadium befindet, erscheint als *ä*, als silbenbildender, vocalischer Nachklang, der bei schneller Aussprache natürlich zu *ä* wird; also: *hi|ä*, *fai|ä*, *mætju|ä*.

Die Form *-are* (in der Orthographie freilich auch in anderer Schreibung so *air*, *ear*, *ere*) verhält sich anders. Sie ist auch langer *e*-Laut + *ä*, doch nicht der gewöhnliche englische lange *e*-Laut, der nämlich *ei* lautet, sondern ein durch das *r* modificierter. Wir haben *make* : *meik*, aber *care* : *kæ|ä*.

o vor *r* verhält sich einerseits ähnlich wie *a*, andererseits ganz eigenartig, indem nämlich die Formen *or* und *ore* zusammenfallen, mit dem einzigen facultativen Unterschied, dass bei letzterer ein Unterschied in der Länge bestehen kann.

ord und *or* gäben, wie oben ausgeführt, *oäd* und *oä*, doch tritt hier nicht nur, wie beim *a*, in den Formen *-ar*, *-ar* + Consonant der Sieg des ersten Vocals über *ä* ein, also *oo* oder *o|*, sondern die Qualität des Vocals wird auch modificiert, so wie in der Form *-are*. Es wird aus *o* vor *r*, gleichgiltig ob das *r* zur selben oder zur nächsten Silbe gehört, jener Laut, den wir meist *au*, *aw* u. a. geschrieben finden, der Laut *ö* in *law*, *cause* etc.

Über die Consonanten ist weit weniger zu bemerken. Ihre Articulation ist ja ziemlich klar und auch in den meisten Schulbüchern hinlänglich deutlich beschrieben, am ungenügendsten freilich *r* und *l*.

Da es auf die feinsten Feinheiten in der Schule nicht ankommen soll, braucht man die Jungen auch nicht weiter damit zu quälen, dass z. B. *d*, *t*, *s*, *sh* im Englischen etwas anders gebildet werden, als im Deutschen. Vielen Schülern gelingt dies ohnedies wie von selbst, sobald man sie angeleitet hat, selbst über die Lautbildung sich klar zu werden. Mit ein paar Strichen auf der Tafel ist die verschiedene Indifferenzlage der Zunge im englischen Munde klar gemacht, was durch etwaigen Hinweis auf den daraus zu erklärenden cha-

rakteristischen Zug um die Mundwinkel in englischen Gesichtern den Schülern um so lebendiger im Gedächtnis bleibt. Sie sehen nun sofort wieder, wie sich alles mit naturgeschichtlicher Nothwendigkeit ergibt. Während bei uns die Zunge in der Indifferenzlage meist beinahe ausgestreckt in der Mitte der Mundhöhle schwebt, erscheint sie im englischen Munde mit der Spitze gegen die Alveolen gerichtet, wo sie nun mühelos articuliert. Wenn der Lehrer nun aber über das englische *d*, *t*, *s*, *sh* hinweggehen kann, darf er doch durchaus nicht das *l* ignorieren, denn dieses muss ja die eigenartigen Wandlungen der Vocale vor demselben erklären. Während im deutschen *l* die Zungenspitze, d. h. der obere Rand der Spitze, (das obere „Zungenblatt“, engl. upper blade) platt und fest an die Rückwand der oberen Schneidezähne oder an die Alveolen gepresst ist, ist sie beim englischen *l* schaufelförmig zurückgebogen und die Berührung geschieht nur ganz leise mit einem Theile der unteren Fläche der sog. Zungenspitze (des unteren Zungenblattes, lower blade), jenem Theile nämlich, der bei dem Zurückbiegen am weitesten gegen die Alveolen hervorragt. Diese ganz eigenartige Articulation, bei der dem Stimmton ein viel größerer Wirkungskreis eröffnet wird, muss nun einerseits das eigenthümliche Tönen des *l* nach Vocalen, besonders im Auslaute (*will*, *well*), andererseits den Ausfall desselben vor Consonanten (*half*, *calf*) und die häufige Beeinflussung des vorhergehenden Vocals erklären. Man sage ja nicht, es wäre überflüssig die Verschiedenheit des *l* z. B. in *ich will* und *I will* hervorzukehren. Wenn der Schüler nicht frühzeitig daran gewöhnt ist, d. h. wenn der Lehrer nicht gleich von Anfang an ihm das englische *l* vorspricht und erklärt, wird er, sollte er in die Lage kommen, Engländer reden zu hören, dieselben nicht verstehen. Außerdem lernt er es auf diese Weise gleich von Anfang an, u. zw. spielend leicht; warum also nicht gleich das Richtige lehren?

Ausgehend von der verschiedenen Aussprache des *l* im Englischen, kann man nun den Schülern die Diphthongisierung vor *ld* z. B. begreiflich machen, da diese aus früherer Länge entstanden ist, denn die Länge im Englischen gegenüber der

Kürze im Deutschen wird durch das verschiedene *l* erklärt. Sie wissen, dass aus *i ai* wird und treiben ohne viel Theorie gleich ein Stück Sprachgeschichte, das sie nicht belastet, sondern im Gegentheil entlastet, weil es sie die Laute verstehen lehrt. Ähnlich wird man *all, fall* (õ|1, fõ|1) und *half, calf* (ha|f, ka|f) erklären und den Schülern nicht deren Lautung als traurige Thatsache, die sie willig schlucken müssen, ohne weiters hinwerfen; sie haben ja ohnehin genug Unverständliches, d. h. Unbegründetes durch die Orthographie aufgeladen, die armen Jungen!

Über die *r*-Laute habe ich schon gesprochen; wie sie gelehrt werden sollen, dies ist leichter gesagt als gethan. Trautmanns oben erwähnter Aufsatz ist hiefür sehr lehrreich. Das deutsche Zäpfchen-*r* ist vielen von uns so eingewurzelt, dass man bei manchen hartnäckigen Zungen in der Schule am besten verzichtet, das Zungenspitzen-*r* zu erzwingen. Es klingt unser *r* im Englischen zwar oft ohrenzerreißend, doch jedenfalls verständlich; es gibt ja ausnahmsweise auch Engländer, die es sprechen. Nicht vergessen soll der Lehrer dabei, dass er in vielen Fällen auch hier an schon Vorhandenes anknüpfen kann. Wie das Zungenspitzen-*r* dem Englischen nicht speciell eigen ist, sondern auch z. B. im Tschechischen, Madjarischen, Italienischen mehr oder weniger allgemein herrscht, so war es vermuthlich einst allgemein germanisch und ist begreiflicherweise in unseren deutschen Dialecten noch vielfach erhalten (worüber ich mir schon manche Aufzeichnung gemacht habe). Man lese hierüber u. a. die interessanten Bemerkungen Trautmanns a. a. O. So haben wir z. B. auch im Wienerischen noch Zungenspitzen-*r*, d. h. in den unteren Classen der Realschule hören wir es bei echten Wiener Kindern aus dem Volke noch sehr viel, während diese sich in den oberen Classen bereits unbewusst dessen schämen und es vermeiden. Daran kann der Lehrer anknüpfen, wie er ja oft beim Sprachunterrichte an die Mundart zu erinnern hat.

Am einfachsten macht man den Laut klar, wenn man den Schüler aus der Berührung der unteren Zungenspitzenfläche mit den Alveolen zu der oberen mit der Rückwand

der oberen Schneidezähne herabgleiten lässt, wobei die Zunge gerade mit der Spitze selbst an der Berührungsfläche des *r* anschlagen, gleichsam daran stolpern muss. Man versuche z. B. *lord* mit vollkommenem *r* (zweites Stadium) auszusprechen. Man kann es auch so lehren, dass man nämlich unter andauerndem Stimmtone die Zunge aus der Indifferenzlage geradenwegs mit der Spitze an den betreffenden Berührungspunkt antupfen und sofort wieder sich abstoßen lässt*).

Das *th* lehrt man leicht, indem man die obere Zungenspitzenfläche an die Schneide der oberen Schneidezähne anlegen und nun einen Hauch hervorbringen lässt. Je nachdem nun die Intensität des Hauches schwächer oder stärker ist und die Stimme mittönt oder nicht, erhält man weiches oder hartes *th*, analog dem *d* und *t***).

Der *wh*-Laut, der schon aus praktischen Rücksichten nicht übergangen werden soll, wenn auch selbst mancher Engländer denselben von dem einfachen *w* nicht unterscheidet, ist leicht zu lehren, wenn man den Begriff des Hauches klar gemacht hat. Man lasse eben hauchen und zugleich *w* sprechen, natürlich ohne Stimmtone.

Was die Zeichengebung anbelangt, so halte ich es für unpraktisch, viele neue Zeichen zu lehren, die das Gedächtnis mehr belasten als unterstützen. Da englisches *r*, *l*, *t*, *d* nie die entsprechenden deutschen Lautungen, sondern immer dieselben englischen haben (wenn auch freilich nicht überall gleich deutlich), so ließ ich sie so, wie sie waren.

*) Sehr plausibel erscheint mir die Art, wie nach freundlicher brieflicher Mittheilung, Dr. Tanager das Zungenspitzen-*r* lehrt. Er geht von *d* aus, lässt *dédé*, *dedede* etc. erst langsam, dann immer schneller sprechen. Zuletzt ermüdet den Schülern die Zunge und bei der schlafferen, sich daraus ergebenden Aussprache schleicht sich allmählich eine ling. *r*-Beimischung ein, auf die die Schüler aufmerksam zu machen sind. — Der Weg zum wirklichen Zungenspitzen-*r* dürfte dann nicht mehr schwer sein.

**) Die Stärke des Druckes der Zunge an die Zähne ist durchaus nicht entscheidend; man kann weiches *th* und *d* mit viel stärkerem Drucke der Zunge bilden als er beim harten *th* und *t* nöthig ist, geradeso wie bei *v* der Druck der Unterlippe auf die Schneide der oberen Schneidezähne meist ein viel größerer ist als bei der Bildung des *f*.

Was *s* und *sh* anlangt, so unterschied ich, was leider im Deutschen nicht geschieht, die harten und weichen Laute. Nach der Analogie des Englischen, Französischen, Madjarischen, Tschechischen wählte ich für den weichen Laut das *z*; den harten ließ ich als *s*. Die Einfachheit der Schreibung zu erleichtern und der Ungleichheit in der Bezeichnung im Deutschen und Englischen auszuweichen, bezeichnete ich den sch-Laut durch ein *s* mit einem Punkt oder Haken darüber, *š*, wobei den weichen Laut *ž* ausdrücken musste.

Der *k*-Laut blieb *k*, der *g*-Laut *g*, aber natürlich eben nur dort, wo er in der Aussprache Bestand hat.

Englisches *g*, wenn palatalisiert, sowie *j*, wurde naturgemäß durch *dž* ausgedrückt, dem entsprechend *ch* durch *tš*. Englisches *y* musste dem deutschen entsprechend durch *j* bezeichnet werden. Weiches *th* schrieb ich *đ*, hartes *p*; *f* blieb *f* wo es in der Aussprache bleibt; wo nicht, wurde es durch *v* bezeichnet, das natürlich das englische *v* mit vertreten musste. Englisches *w* blieb *w*, gehauchtes *wh* bezeichnete ich durch ein umgekehrtes *w*: *м*. *qu* ward natürlich *kw* geschrieben. Da es von Bedeutung ist, den Nasal *ng* von Fällen der Verbindung desselben mit *g* oder *k* zu unterscheiden, hatte ich für ihn das Zeichen *η* (*n* mit einer Schleife) gewählt, schrieb also *thing*: *piη*, *think*: *piηk*, *singer*: *siηä*, *finger*: *fiηä*. Es gestaltete sich daher das Alphabet bezüglich der Consonanten folgendermaßen:

bird: *bä|d*, *come*: *kam*, *dare*: *dæ|ä*, *off*, *of*: *af*, *av*, *go*, *gin*: *gou*, *džin*, *holy*, *honour*: *houli*, *önä*, *jet*: *džet*, *back*: *bæk*, *love*: *lav*, *man*: *mæen*, *hung*, *spunk*, *hunger*: *haη*, *spark*, *haηgä*, *pen*: *pen*, *quench*: *kwentš* (eigentlich = *kwensš*), *roaring*: *rö|ärin*, *this*, *is*: *dis*, *iz*, *thou*, *thick*: *đau*, *pik*, *very*: *veri*, *were*, *where*: *wää*, *мæ|ä*, *exactly*, *fox*: *igzæktli*, *fôks*, *you*: *ju|*, *zeal*: *zi|l*.

Um deutlich zu werden, glaube ich gut zu thun, wenn ich einige Proben in meiner Transscription mittheile. Ich will dies in der Weise thun, wie ich meinen Schülern die in Sonnenburgs Grammatik gegebenen Regeln und Beispiele erläuterte.

Vorausschicken will ich aber hier noch, dass immer daran erinnert werden muss, dass die einzelnen Laute einzeln oft anders lauten als im Zusammenhange, eine Folge mangelhafter Articulation*). Der Schüler braucht sich dessen nur im Deutschen bewusst zu werden, um es im Englischen auch natürlich zu finden. Wenn man für wissenschaftliche Zwecke mangelhaft articulierte Laute besonders bezeichnen muss, so ist das für praktische Zwecke der Schule nicht nöthig. Spricht der Schüler den Laut langsam richtig aus, so wird er ihn im schnellen Sprechen auf dieselbe Weise vereinfachen müssen, wie der Engländer. Es muss ihm die Sache so natürlich wie nur möglich erscheinen. Ist er hinlänglich auf die verschiedene Zungenstellung im Englischen aufmerksam gemacht, so ergeben sich ihm die meisten specifisch englischen Laute auf einmal wie von selbst. So habe ich bei manchen befähigteren Schülern wahrgenommen, dass sie *ai* und *au* englisch aussprachen, ohne dass ich sie mehr als vorübergehend auf deren eigenartige Bildung aufmerksam gemacht hätte. Sie brachten bereits gewohnheitsmäßig beim Englischsprechen die Zunge in die specifisch englische Indifferenzlage und indem sie von diesem Standpunkte aus operierten, fanden sie die dabei entstehenden Laute mit den von mir vorgesprochenen in Einklang und bildeten sie halb bewusst, halb unwillkürlich genau so nach.

Da, wie bereits wiederholt hervorgehoben wurde, ein großer Vorzug der Sonnenburg'schen Grammatik in der praktischen Methode besteht, die Aussprache in den Übersetzungsstücken ohne viel weitläufige Theorien zu lehren, kann man die Ausspracheregeln zu Anfang des Buches in der Schule auch ganz übergehen und gleich mit den Übungsstücken beginnen. Vor jeder Lection hat dann natürlich der Lehrer in entsprechender Weise das Nöthige zu erklären; wie er dies thut, wird dann seine Sache sein.

So konnte ich mein phonetisches System ohne mit

*) Sweet subsumiert die meisten unbetonten Vocale unter den einen Laut *ä*, so auch in dem oben angeführten Satze *was*: *wáz* anstatt *wəz*.

Sonnenburg, außer in Einzelheiten, in Widerspruch zu gerathen, den Schülern beibringen, indem ich bei jeder Lection die Aussprache der jeweiligen neuen Wortgruppen vornahm. Natürlich musste ich eine allgemeine Einleitung geben, wie eine solche ja bei jedem System oder Nicht-System vorgeschickt werden muss. Trautmann gibt eine solche in seiner Weise in seinem genannten Artikel in der *Anglia*, I, 588 ff.

Ich glaube kaum, dass die einleitenden Bemerkungen mich mehr Zeit kosteten, als ihn die seinen. In einer Stunde war gewöhnlich das System dargelegt, in wenigen weiteren Stunden geprüft, wie weit es von allen aufgefasst worden. Die Consonanten gaben im allgemeinen wenig zu bemerken, mehr freilich im einzelnen, so natürlich *l* und *r*.

Die Vocaltafel ist so einfach und klar, dass es sich dann nur darum handeln konnte, wenn die einzelnen Beispiele in den Lectionen daran kämen, dieselben gründlich einzuüben.

Ich wähle einschlägige Beispiele aus Lection 2—11 in Sonnenburg's Grammatik, 8. Aufl. 1881, zur Illustration meiner Transcriptionsmethode.

Lection 2: *late* : leit*), *here* : hi|ä, *I take* : ai teik, *I like* : ai laik, *a life* : ä laif, *a duke* : ä dju|k**), *rule* : ru|l, *I hope* : ai houp, *home* : houm, *style* : stail, *wine* : wain, *we* : wi|, *five* : faiv, *brave* : breiv, *a wave* : ä weiv, *a quire* : ä kwaiä, *side* : said, *a rose* : ä rouz, *she* : šä, *a share* : ä sæ|ä, *a prize* : ä prais, *ice* : ais, *price* : prais, *a cake* : ä keik.

Lection 3: *red* : red, *fresh* : freš, *well* : wel, *a stick* : ä stik, *it is* : it iz, *his* : hiz, *ink* : iŋk, *not* : nôt, *for* : fö|ä, *short* : šö|ät, *a man* : ä mæn, *fat* : fæt, *us* : as, *cup* : kap, *yes* : jes,

*) Natürlich könnte man den sogenannten langen *e*-Laut auch durch *e* mit einem kleinen angehängten *i* in, über oder unter der Zeile bezeichnen, wenn man Verwechslung des *ei* mit *ai* befürchtet.

**) Langsam gesprochen natürlich: *æ laif*, *æ dju|k* u. s. w. Bezüglich des langen *u*- und *i*-Lautes muss bemerkt werden, dass derselbe eigentlich als *uw* resp. *ij* aufzufassen ist; ich überlasse es den praktischen Bedürfnissen der Lehrer, welche Schreibung sie für die zweckdienlichste anwenden wollen.

yet : jet, *use* : ju|z, *rhyme* ; *raim*, *much* : mats̄, *a church* ä tsä|tš, *fetch* : fetš, *strong* : strōŋ, *bring* : briŋ.

In Bezug auf Wörter wie *church* muss erinnert werden, dass es im wesentlichen dasselbe ist, ob ich tsäätš (tsä|tš) oder tsäätš schreibe, da ja das Nachlassen der Zungenanspannung im Verlaufe der Länge willkürlich ist. Ebenso kann ja oft ein solches Wort in schnellem Sprechen verkürzt werden, wobei wir bloß tsäts̄ erhielten. Dasselbe gilt bei Wörtern wie z. B. *fork*, die gelegentlich auch einfach zu fōk werden können.

Lection 4: *thy* : ðai, *with* : wið, *a lathe* : ä leið, *then* : ðen, *than* : ðæn, *they* : ðei, *their* : ðæ|ä, *theirs* : ðæ|äz, *thick* : pik, *thank* : pæŋk, *thunder* : pandä, *cab* : kæb, *cap* : kæp, *bet* : bet, *bed* : bed, *bag* : bæg, *back* : bæk, *of* : av, *off* : af.

Lection 5: *a boot* : ä bu|t, *poor* : pu|ä, *a book* : ä buk, *blood* : blad, *flood* : flad, *door* : dö|ä, *floor* : flō|ä, *two* und *to* : tu; *do* : du, *you* : ju| (letztere vier kurz oder lang), *your* : ju|ä, *yours* : ju|äz, *bush* : buš, *put* : put, *full* : ful, *who* : hu, *pudding* : pudin, *to stand* : tu (tä) stænd, *to have* : tu (tä) hæv, *to live* : tu (tä) liv, *horse* : hō|äs, *curse* : kä|äs, *some* : sam, *he has* : hi hæz.

Lection 6: *an arm* : än a|m, *arms* : a|mz, *as far as* : æz fa|ræz, *father* und *farther* : fa|ðä, *they are* : ðei a|, *after* : a|ftä, *last* : la|st, *chance* : tšæns und tšæ|ns, *Sir* : sä|, *her* : hä|, *where* : mæ|ä, *were* : wä|ä, wää, wä, wä, *many* : meni, *very* : veri, *wishes* : wišiz, *foxes* : fōksiz, *moths* : mōps, *booths* : bu|ðz oder bu|ps, *my father's shop* : mai fa|ðäz shōp, *Frank's cap* : fræŋks kæp.

Lection 7: *all* : ð|l, *talk* : tō|k, *cause* : kō|z, *law* : lō|. Einfluss des *w* auf kurzes *a* : *want* : wōnt, *I was* : ai wōz. Einfluss des *w* auf *ar* (= *a*) : *war* : wō|ä, *warm* : wō|äm, wō|m. Dagegen *w* ohne Einfluss auf *are* = æ|ä, *ware* : wæ|ä, *wear* : wæ|ä. Einfluss des *w* auf *or* + Conson. = *ur* + Consonant: *word*, *work*, *world* : wä|d, wä|k, wä|ld. *o* mit dem *a*-Laut: *above* : æbav, *none* : nan, *son* und *sun* : san. *one*, *once* : wan, wans.

Lection 8: *age* : eidž, *gale* : geil, *gentle* : džentl, *gin* : džin, *huge* : hju|dž, *large* : la|dž, *rage* : reidž. *guess* : ges, *guide* : gaid,

tongue : taŋ, *ague* : eigju|. *get* : get, *girl* : gäl|l, *hunger* : hangä : *tiger* : taigä, *just* : džast, *judge* : džadz, *change* : tšeindž, *knife* : naif, *write* : rait, *while* : mail, *whole* : houl, *apple* : æpl, *able* : eibl; hiebei muss natürlich wieder an das spezifisch englische Tönen des *l* erinnert werden, das silbenbildend ist.

Lection 9: *boy* : boi, *oil* : oil, *allow* : ælau, *house* : haus, *our* : au|ä, *course* : kō|s, *four* : fō|ä, *grow* : grou, *narrow* : nærou, *own* : oun, *show*, *shew* : šou, *group* : gru|p, *tour* : tu|ä, *wound* (Wunde) : wu|nd, *I should*, *would*, *could* : ai šud, wud, kud, *being* : bi|iŋ, *country* : kantri, *young* : jaŋ, *favour* : feivä, *famous* : feimäs, *bleed* : bli|d, *been* : bi|n*).

Lection 10: *find* : faind, *wind*, *wound* : waind, waund, *most* : moust, *told* : tould, *only* : ounli, *force* : fō|äs.

Lection 11: *air* : æ|ä, *day* : dei, *rain* : rein, *lain*, *lane* : lein, *sunday*, *monday* : sandi, mandi (auch sandä, mandä), *ear* : i|ä, *lead* : li|d, *believe* : bil|i|v, *fiend* : fi|nd, *friend* : frend, *either*, *neither* : ai|ä, nai|ä (gewählter als i|ä, ni|ä), *light* : lait, *sign* : sain, *eye* : ai, *boat* : bout, *oar* : o|ä, *broad* : brō|d, *feud* : fju|d, *few* : fju|, *view* : vju|, *hew* : hju|.

Wenn man meine Lauttafel mit der Trautmanns vergleicht, so wird man vielleicht zugeben, dass meine doch einfacher und für den Schüler leichter erfassbar ist, da nur sehr wenige Zeichen vorkommen, die ihm nicht aus seiner gewöhnlichen Schreibweise vertraut sind. Wenn ich ferner als Vorzug des englischen Systems die Praktischheit in Anspruch nehmen möchte, so thue ich dies, weil es mir den Eindruck macht, als wäre das Vocalsystem Trautmanns für die Schule zum mindesten nicht wohl verwendbar. Die Schüler werden gewiss von Prof. Trautmann selbst gut lernen können, aber nur durch Nachahmung, da er selbst sehr gut Englisch ausspricht. Wenn sie ihn aber nicht hören, also z. B zu Hause beim Lernen der Vocabel, so sind sie ohne Stütze. Die Stimmgabeln werden ihnen doch wohl kaum den Laut des *u* in *but* z. B. beibringen können. Wer nach dem englischen Systeme Englisch aussprechen gelernt hat, kann, wenn er

*) Die Aussprache bin ist veraltet.

jahrelang von England entfernt ist, an seinen Lauten nicht mehr irre werden.

Welches System auch immer, das Trautmanns oder das Sweet's, wie ich es hier praktisch ausgeführt: jedenfalls versuche man das eine oder das andere zur Förderung des Unterrichts zu verwerten*). Der Erfolg wird nicht ausbleiben.

Was aber nöthig ist, ist vor allem, dass der Lehrer selbst mustergiltig ausspreche. Dies setzen ja auch die Instructionen für Realschulen voraus. Wie der Lehrer aber zu einer mustergiltigen Aussprache gelangen kann, dies lehrt ihn die phonetische Wissenschaft.

Es mag ihm als Fremdem vieles Schwierigkeiten machen, die methodisch zu überwinden sind. Parleur, d. h. nichts als Parleur soll er und darf er nie werden; aber in dem, was er zu lehren hat, darin muss er fest sein und auf jener Stufe der Erkenntnis, die ihm die fortgeschrittene Wissenschaft weist.

*) Sehr beachtenswert ist in dieser Hinsicht die englische Schulgrammatik von Dr. Wilhelm Vietor. Erster Theil. Formenlehre. Leipzig, Teubner, 1879. Das 40 Seiten starke Büchlein behandelt in gedrängter Form die neuenglische Laut- und Flexionslehre, und zwar nach kurzer phonetischer Einleitung, mit durchgehender Transcription. Es hat Trautmann auch schon gebührend darauf aufmerksam gemacht, in der Anglia, III, 207 f.

Nachtrag.

Als vorstehendes Werkchen bereits abgeschlossen war, kam mir die bedeutsame Nachricht zu, dass Sweet's „Elementarbuch des gesprochenen Englisch“ bereits in der Clarendon Press, Oxford, im Drucke sei und hoffentlich in nicht allzu langer Zeit auf dem Büchermarkte erscheinen werde.

Die Thatsache, dass Sweet selbst ein derartiges Buch für Deutsche herausgibt, ist so bedeutsam, dass man es mir gewiss Dank wissen wird, wenn ich darüber Näheres hier mittheile.

Das Büchlein wird vor allen Dingen modernenglische Texte enthalten u. zw. 1) beschreibende Stücke einfachster Art, die sich auf Natur, Menschenracen, Kleidung, Nahrung, Geräte, Sprache u. s. w. beziehen. 2) idiomatiche Sätze unter verschiedenen Kategorien wie Zeit, Ort, Bewegung, Wissen, Eigenthum u. s. w. 3) Dialoge. 4) eine kurze Geschichte aus dem Alltagsleben*).

Dazu kommt eine kurze grammatische Skizze, Lautlehre, Formenlehre und Syntax enthaltend, mit Berücksichtigung des Wort- und Satzaccentes mit Beispielen dazu. Zum Schlusse folgt ein Glossar.

Das wichtigste daran sind die phonetisch transscribierten Texte, die wohl die Grundlage für alle künftigen Lese- und Sprechübungen bilden können, sowohl auf Universitäten, wie auf höheren Schulen, deren Lehrer sich mit den Elementen der Phonetik vertraut gemacht haben. Abgesehen davon, dass die von Sweet persönlich phonetisch transscribierten Texte kostbares Material für wissenschaftliche Untersuchungen über

*) Da die Texte fast alle von Sweet selbst herrühren, ist es natürlich, dass sich dieselben von dem zuweilen recht abgeschmackten Tone unserer Conversationsbücher auf das vortheilhafteste unterscheiden.

modernenglische Aussprache, Wort- und Satzaccent bieten, wird man ihnen auch für praktische Zwecke vor allen bisherigen „Conversationsbüchern“ den Vorzug geben. Wer sich mit den Lautwerten der Sweet'schen Transscriptionen einigermaßen vertraut gemacht, wird mit Hilfe des Büchleins eine Sprechfertigkeit und Sprechsicherheit sich erwerben, er wird „Conversation“ lernen, wie bei keinem Lehrer. Es sind die jungen Leute, denen derartige geboten, denen die schwierige Sache verhältnismäßig so leicht gemacht wird, zu beglückwünschen, wenn nicht zu beneiden! Das Erscheinen des Elementarbuches wird geradezu Epoche machen.

Sweet hat in seinen Transscriptionen eine Schreibung angewendet, die von der in seiner „Sound Notation“ etwas abweicht. Letztere ist für wissenschaftliche Zwecke die genaueste; für praktische Verwendung genügt eine vereinfachte Schreibung. Diese in dem „Elementarbuch“ angewandte vereinfachte Schreibung stimmt mit der von mir in vorstehendem Schriftchen für Schulzwecke vorgeschlagenen nicht ganz überein, und zwar deshalb nicht, weil ich an unseren Schülern bekannte Laute in der Schreibung erinnern wollte, ein Motiv, das Sweet fern lag. Ich wage auch darum meine obige Schreibung noch nicht zurückzuziehen, weil ich die neue Sweet'sche in der Schule nicht versucht habe. Aber ebenso wie ich keinem Lehrer zumuthe, die von mir vorgeschlagene Schreibung in allen Einzelheiten unbedingt anzunehmen, (da es sich doch nur um das Princip und die Methode handeln kann und im einzelnen jeder dies und jenes vielleicht besser machen mag,) glaube ich, dass der Versuch, gleich mit Sweet's eigener vereinfachten Schreibung ans Werk zu gehen, vielleicht manchem passender erscheinen dürfte. Ich muss dies ganz den praktischen Erfahrungen der Schulmänner überlassen. Wenn diese die Schreibung des „Elementarbuches“ auch in der Schule für praktisch anwendbar halten, wäre dies um so besser, da diese in weiter in Aussicht stehenden Werken Sweet's, so in einer modernenglischen Phraseologie, einem größeren „Conversationsbuch“, in seiner großen „Grammar of Spoken English“ u. a. angewandt werden soll.

Die Unterschiede zwischen beiden Schreibungen sind ja sehr gering, weil beide nur Vereinfachungen derselben genaueren Transcriptionsmethode sind, sodass man sich jedesmal sehr schnell von der einen in die andere „einlesen“ kann. In der Schule kann freilich immer nur eine Schreibung Bestand haben.

Ich glaube am besten zu thun, zum Schluss die Schreibung des Elementarbuches im Principe und in ihrer Anwendung auf die oben aus Sonnenburg gewählten Beispiele vorzuführen.

Im voraus ist zu bemerken, dass Sweet hier die Länge der Vocale durch Verdopplung und nicht durch einen Verticalstrich ausdrückt, dass er ferner den *a*-Laut der Einfachheit halber als die Länge des *a*-Lautes darstellt.

Die Unterschiede zwischen narrow und wide sind hier nicht in der Schrift geschieden, da einerseits von manchen Vocalen (so u, e, i) die geschlossene Entsprechung im Englischen fehlt, andererseits sich wideness in manchen Fällen (so bei a) durch Länge, also hier durch Doppelschreibung ausdrücken lässt. Bezüglich des tonlosen und tönenden sch-Lautes lässt uns Sweet noch die Wahl zwischen *ʃ*, *ʒ* und *š*, *ž* offen. Es braucht wohl kaum erinnert zu werden, dass die bei Wörtern, die auf r auslauten, in Klammer gesetzten (r) nur in der Liaison zur Geltung kommen.

Die oben gewählten Beispiele erscheinen in der Transcription des Elementarbuches folgendermaßen:

Lection 2.			
late	leit		style stail
here	hiə(r)		wine wain
I take	-ai teik		we wij
I like	-ai laik		five faiv
a life	-ə laif		brave breiv
a duke	-ə djuwk		a wave -ə weiv
rule	ruwl		a quire -ə kwaie(r)
I hope	-ai houp		side said
home	houm		a rose -ə rouz
			she fij, šij

a share	-ə feə(r), ʃeə(r)
a prize	-ə praɪz
ice	aɪs
price	praɪs
a cake	-ə keɪk

Lection 3.

red	red
fresh	fref, fres̃
well	wel
a stick	-ə stɪk
it is	ɪt ɪz
his	hɪz
ink	ɪŋk
not	not
for	fəə (fɔr)
short	ʃɒt, ʃɔt
a man	-ə mæn
fat	fæt
us	as
cup	kʌp
yes	jes
yet	jet
use (Verb.)	juwz
rhyme	raɪm
much	matf, mats̃
a church	-ə tʃəətʃ, tʃəəts̃
fetch	fetf, fet̃s̃
strong	stroŋ
bring	briŋ

Lection 4.

thy	ðai
with	wɪð
a lathe	-ə leɪð
then	ðen
than	ðæn

they	ðei
their	ðeə(r)
theirs	ðeə(z)
thick	þɪk
thank	þæŋk
thunder	þʌndə(r)
cab	kæb
cap	kæp
bet	bet
bed	bed
bag	bæg
back	bæk
of	ɒv
off	ɒf

Lection 5.

a boot	-ə buwt
poor	puə(r)
a book	-ə buk
blood	blʌd
flood	flʌd
door	dɔə (dɔr)
floor	flɔə (flɔr)
two, to	tuw, tu, tɔ
do	duw
yon	juw
your	jɔə (jɔr)
yours	jɔz
bush	buʃ, bus̃
put	put
full	ful
who	huw
pudding	pudɪŋ
to stand	-tə stænd
to have	-tə hæv
to live	-tə liv
horse	hɔs

curse	kəəs
some	sam
he has	-hij hæz

Lesson 6.

an arm	-ən aam
arms	aamz
as far as	-əz faarəz
father, farther	faaðə(r)
they are	-ðei aa(r)
after	aaftə(r)
last	laəst
chance	tʃaans, tʃaans
Sir	səə(r)
her	həə(r)
where	wheə(r)
were	wəə(r)
many	meni
very	veri
wishes	wifiz, wiʃiz
foxes	foksiz
moths	mɒps
booths	buwdz
my father's shop	mai faaðəz fɒp, (ʃɒp)
Frank's cap	fræŋks kæp

Lesson 7.

all	ɔl
talk	tɔk
cause	kɔz
law	lɔ
want	wɒnt
I was	-ai wɒz
war	wɔ(r)
warm	wɔm
ware	weə(r)

wear	weə(r)
word	wəd
work	wɜk
world	wɜld
above	-əbav
none	nan
son	san
sun	san
one	wan
once	wans

Lesson 8.

age	eidʒ, eidʒ
gale	geil
gentle	dʒentl, dʒentl
gin	dʒin, dʒin
huge	hjuwdʒ, hjuwdʒ
large	laadʒ, laadʒ
rage	reidʒ, reidʒ
guess	ges
guide	gaid
tongue	taŋ
ague	eigju
get	get
girl	gəəl
hunger	haŋgə(r)
tiger	taigə(r)
just	dʒast, dʒast
judge	dʒadʒ, dʒadʒ
change	tʃeinʒ, tʃeinʒ
knife	naif
write	rait
while	whail
whole	houl
apple	æpl
able	eibl

Lection 9.

boy	boi	
oil	oil	
allow	-ə lau	
house	haus	
our	auə(r)	
course	kəs	
four	fəə (fɔr)	
grow	grou	
narrow	nərou	
own	oun	
show, shew	fou, sou	
group	gruwp	
tour	tuə(r)	
wound (vulnus)	wuwnd	
I should	fud, sud	
would	wud	
could	kud	
being	bijiŋ	
country	kantri	
young	jaŋ	
favour	feivə(r)	
famous	feiməs	
bleed	blijd	
been	bijn	

Lection 10.

find	faind	
wind (verb.)	waind	

wound (partic.)	waund
most	moust
told	tould
only	ounli
force	fɔs

Lection 11.

air	eə(r)	
day	dei	
rain	rein	
lain, lane	lein	
sunday	sandi	
monday	mandi	
ear	iə(r)	
lead (ducere)	lijd	
believe	bi'lijv	
fiend	fijnd	
friend	frend	
either	aiðə(r)	
neither	naidə(r)	
light	lait	
sign	sain	
eye	ai	
boat	bout	
oar	ɔə (ɔr)	
broad	brɔd	
feud	fjuwd	
few	fjuw	
view	vjuw	
hew	hjuw	

Anhang.

Die in vorstehender Abhandlung angewendete Transscription der modernenglischen Sprachlaute, soll die fremden Laute durch Umschreibung in unsere allgemein übliche schriftliche Darstellung der Sprachlaute im Deutschen dem Auge näher bringen. Eine solche Umschreibung kann freilich neuer, in unserer gewöhnlichen Schreibweise nicht üblicher Lautzeichen nicht ganz entrathen, sie muss ferner für Lautnuancen wie ä, æ Zeichen setzen, die bei uns gewöhnlich denselben Lautwert bezeichnen. Mein Bestreben gieng dahin, eine solche annähernde Umschreibung in möglichst engem Anschluss an die wissenschaftlich genaueste Transscriptionsart von Sweet zu construieren. Umschreibungsversuche sind ja schon häufig gemacht worden, und manche mögen vielleicht viel einleuchtender erscheinen als die meinige. Was aber bei solchen oft zu vermissen ist, das ist Consequenz und System, und wo auch das nicht, Zusammenhang mit den Lehren der wissenschaftlichen Phonetik, den der Lehrer doch nicht entbehren kann. Der Lehrer, der zum Zwecke eigener phonetischer Studien nach Sweet und Sievers selbst greifen wird, soll in der hier angewandten Darstellung der englischen Sprachlaute, dieselben Lehren aber in praktische Anwendung übertragen wiederfinden.

Ich habe mich in meiner obigen Darstellung der Grammatik von Sonnenburg bedient; da ich mein Schriftchen aber auch gerne von Lehrern gelesen wüsste, die nach anderen Lehrbüchern unterrichten, schien es mir wünschenswert, die Lautbezeichnungen, wie sie in den Grammatiken von Degenhardt, Gesenius, Gurcke, Hoegel, Plate, Imm. Schmidt, Sonnenburg und Vietor, sowie in der Walker'schen Lauttafel in James' Wörterbuch gegeben sind, mit der von mir vorgeschlagenen Schultransscription in folgender Tabelle zusammenzustellen. Ich habe hiezu ferner die Transscriptionen nach Sweet's Sound-Notation sowie nach dessen im Druck befindlichem „Elementarbuch des gesprochenen English“ (s. den Nachtrag) beigefügt.

Additional information of this book
(Über den Unterricht in der Aussprache des Englischen;
978-3-662-22941-5) is provided:



<http://Extras.Springer.com>